Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 36 — Marburg i. H., den 5. September — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Kreuz und Schwert — Lutherworte — Darf ich zum Vater beten? — Im Namen Jesu — Gedanken eines Arztes über den Selbstmord — Wilhelm Raabe — Aus der neueren philosophischen Litteratur. Zweites Stück. Schluß — Zum Kirchenstreit — Verschiedenes: Wie pflegen wir unsere Kranken? Orchideen im Lößgrund; Zu dem Aufsatz über Walther contra Harnack; Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Schwert und Kreuz

Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern Schwert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist meiner nicht wert. Matth. 10, 34. 38.

Zwei Zukunftsbilder hat Jesus in Micha dem Propheten gelesen und geschaut. Das eine (4, 1 ff.) ein Friedensbild:

Am Ende der Tage wird es geschehn,
 daß der Berg des Hauses Jahwes
 fest stehn wird an der Spitze der Berge,
 und erhaben über den Hügeln.
Und alle Nationen werden zu ihm strömen. . . . .
Ihre Schwerter werden sie zu Pflugscharen schmieden,
 und ihre Speere zu Winzermessern;
kein Volk wird mehr gegen das andere das Schwert erheben,
 und vom Kriege werden sie Nichts mehr wissen.
 Jeder wird unter seinem Weinstock wohnen
 und unter seinem Feigenbaum ungestört.
 Jahwe Zebaoths Mund hat es gesagt.

Und daneben (7, 4 ff.) eine grauenvoll andere Vision:

Der Tag der Rechenschaft,
den dein Wächter verkündet, er kommt;
dann wird die Bestürzung da sein! . . . . .
 Der Sohn verachtet den Vater,
 die Tochter steht auf gegen die Mutter,
 die Söhnerin gegen die Schwieger,
des Menschen Feinde sind seine Hausgenossen.

Jesus weiß: er bringt jenes Ende der Tage. Die alte Welt vergeht, der neue Himmel und die neue Erde brechen herein. Das Reich Gottes kommt. Die selige Endzeit leuchtet schon herauf am Himmel. Bald wird es sein, wie Micha geweissagt: Friede, Friede überall.

Aber die allernächste Zukunft, die Gegenwart, zeigt das andere Bild. Was bringt Jesus den Seinen heute und morgen? In Wehen windet sich die alte Welt, ehe sie die neue gebiert. Das muß so sein. Und darum muß Jesus auch dies unsägliche Leid den Seinen bringen und mit ihnen selber tragen. Sie müssen die arge Zeit auf sich nehmen: Schwert und Kreuz. Widerstandslos müssen sie verbluten wollen an dem, was ihnen diese Welt anthut. Dann kommt die neue Welt, das Reich Gottes.

So bringt Jesus seinen Jüngern das Schwert. Nicht, daß sie es schwingen sollen, sondern daß sie sich damit schlachten lassen. Sie sollen dem Uebel schlechterdings nicht widerstreben, nicht dem Schwerte, nicht der Zwietracht im eigenen Hause, nicht der Feindschaft des Volkes, nicht dem Kriege der vergehenden Welt. All das sollen sie willig über sich ergehen lassen, denn der den Himmel bringt, der bringt es. Und er läßt all das ohne Widerstreben auch selbst über sich ergehen. Wie er seinen Jüngern das Schwert bringt, so bringt er sich das Kreuz.

Und dann ist Friede.

Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

F Sch*)

Lutherworte

Wer kann die Verheißung Gottes, die jedes Einzelnen Glauben insonderheit fordert, für einen Andern empfangen oder ihm zuwenden? Kann ich etwa dem Andern Gottes Verheißung geben, auch wenn er nicht glaubt? Oder kann ich für einen Andern glauben? Oder kann ich machen, daß ein Anderer glaubt? Das muß aber geschehen, wenn ich Andern die Messe zuwenden und mitteilen kann, da es in der Messe nur diese zwei Dinge giebt: die Verheißung Gottes und den Glauben des Menschen, der annehmen soll, was jene verheißt. Wenn das wahr ist, dann kann ich auch für Andre das Evangelium hören und glauben, kann für einen Andern getauft werden, kann für einen Andern Sündenvergebung haben, kann auch für einen Andern das heilige Abendmahl feiern, kann — um ihre Sakramente ganz aufzuzählen — für einen Anderen heiraten, für einen Andern Priester werden, für einen Andern gefirmt werden, für einen Andern die letzte Oelung empfangen.

Warum hat denn Abraham nicht für alle Juden geglaubt? Warum wird von jedem einzelnen Juden Glaube an dieselbe Verheißung gefordert, die dem Abraham anvertraut war? Es soll also die Wahrheit unüberwindlich feststehen: wo göttliche Verheißung ist, da steht jeder Einzelne für sich selbst, da wird **sein** Glaube verlangt, da muß Jeder für sich Rechenschaft geben und **seine** Last tragen.

De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium. 1520

„Darf ich nur zum Vater beten?"

Vergl. Nr. 32 und 33

In einem Kreis von älteren Laien trat mir vor einiger Zeit die Frage entgegen: Darf man nur zum Vater beten? Ein lieber Alter, vor dessen warmer und doch nüchterner

*) Die Niederschrift obiger Worte ist veranlaßt durch den falschen Gebrauch von Matth. 10, 34 in Nr. 34, Sp. 798. Vgl. unten Rosegger. — Die Uebersetzung der alttestamentlichen Stellen ist dem trefflichen Werke von Reuß entnommen: Das Alte Testament übersetzt, eingeleitet und erläutert. Sieben Bände. D H

Herzensfrömmigkeit ich die ehrerbietigste Hochachtung habe, stellte mich darüber brüderlich zur Rede, daß ich vor der Gemeinde im freien Gebet nie zu Jesus, sondern immer nur zum Vater betete. Nicht einmal in einer liturgischen Feier am Karsamstag hätte ich den Dank für Jesu Leiden und Sterben an ihn selbst gerichtet, sondern nur an den Vater. — Von Herzen gern hätte ich diesen Anstoß beseitigt, der für jenen Alten und wahrscheinlich noch manchen meiner pietistischen Zuhörer in dem „nur zum Vater beten" liegt. Sind es doch gerade diese Kreise, mit denen ich mich am meisten eins fühle im tiefsten Glaubensgrund, eins in der herzlichen Liebe zu Jesus. Was für eine gewaltige innere Kraft diese Frommen gerade aus dem Gebetsumgang mit Jesus, dem Heiland, schöpfen, das habe ich von Jugend auf greifbar vor Augen gehabt. Meine eigenen Eltern, mein ehrwürdiger Konfirmator, fast alle die Leute, denen ich innerlich das Beste verdanke, die haben grade zu Jesus gebetet. Wie bitter schwer will es einem da oft werden, daß uns heut von diesen Kreisen so vielfach unsre theologischen Anschauungen trennen, daß wir um der Liebe und der Wahrheit willen beständig ängstlich nach Formen und Ausdrücken suchen müssen, die jenen nicht anstößig und deshalb erbauungsstörend sind, und die doch auch unser eignes Gewissen nicht belasten. Ja, die Sehnsucht nach voller Einheit kann so stark werden, daß einen die Versuchung anwandelt, ein sacrificium intellectus zu bringen. So ging es mir auch in diesem Fall. Aber als ich nun wieder vor der Gemeinde beten sollte, da konnte ich es doch nicht; um des Gewissens willen durfte ich nicht zu Jesus beten. Ich hätte es gethan „ohne innere Nötigung," und deshalb wäre es mir Sünde gewesen. Jetzt durfte ich nur zum Vater beten.

Wie jener Alte, so urteilen weite Kreise unserer evangelischen Frommen: Man darf nicht nur zum Vater beten. Es ist doch eine auffallende Thatsache, daß die formulierten Kirchengebete und auch die Gebete im Theologenkreis ganz überwiegend nur an den Vater unsres Herrn Jesus Christus gerichtet sind, daß dagegen in frommen Laienkreisen ebenso vorwiegend nur zu Jesus gebetet wird. (Noch viel ausschließlicher ist das übrigens in den wachsenden vom englisch-amerikanischen Christentum beeinflußten Kreisen der Fall.) Da zeigt sich offenbar der dauernde Einfluß des Pietismus und seiner einstigen geschichtlichen Aufgabe. Gegen die damals in der Theologie und Philosophie herrschende natürliche und spekulative Gotteserkenntnis hat er die urchristliche Gotteserkenntnis des Neuen Testamentes nur durch eine gelegentlich einseitige Betonung der Person Jesu durchzusetzen vermocht. Jenes Geschlecht hat uns gelehrt, wirklich wieder zum Vater Jesu Christi zu beten, dadurch, daß es vielfach für seine Person nur zu Jesus betete. Selbst die Einseitigkeit eines Zinzendorf, der das Unser Vater an den Heiland gerichtet wissen wollte, hat doch im Grunde nur einer wirklich christozentrischen Gotteserkenntnis den Weg bahnen wollen. Von jenen verkehrten Wegen der Gotteserkenntnis sind wir heute, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, wohl ziemlich weit entfernt. Damit hätten jene pietistischen Einseitigkeiten ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt.

Kann es uns aber wundern, daß jene geschichtliche Nötigung heute noch in der Gebetsform unserer Laien fortwirkt? Bei jener eingangs erwähnten Erörterung äußerte ein andrer älterer Laienbruder: „Ja an sich ist das Gebet zum Vater das Schriftgemäße, das, was Jesus uns gelehrt hat. Aber ich kann es für meine Person doch nicht wagen, zum Vater zu beten. Die vertraulichere, mir von Jugend auf liebe Anrede an den Heiland entspricht nun einmal mehr meinem Bedürfnis und Gefühl." Ein älterer Kollege erzählte mir von einem andern, der demselben Gemeinschaftskreis angehörte, und der sich im Laufe eines langen Lebens vom Gebet zu Jesus fortentwickelt hatte zu dem Gebet an den Vater. Durch seine eigne Lebenserfahrung und fleißiges Schriftstudium war es ihm, nach seinem eignen Zeugnis, erst gegen das Ende seines Lebens möglich und wichtig geworden, daß er nicht nur zu Jesus, sondern auch direkt zum Vater beten dürfe. Das sind Beweise dafür, wie tief diese geschichtlich gewordene Form des ausschließlichen Gebetes zu Jesus in den Herzen wurzelt, wie viel Ursache wir deshalb haben, auf die Frage: Darf ich zu Jesus beten? auf Grund solcher Christenerfahrung mit einem freudigen Ja zu antworten.

Dadurch ist es nun aber auch dahin gekommen, daß weite Kreise unsrer pietistischen Frommen die Frage: Darf man nur zum Vater beten? mit einem runden, unerbittlichen Nein beantworten würden. Das sind die Kreise, welche in den Predigten der jungen Kandidaten besonders darauf merken, wie oft sie das Wort „Heiland" gebrauchen. Leute, die in der That das „nur zum Vater beten" für das Zeichen eines niederen Christenstandes erklären; denn, wie mir erst kürzlich sogar ein Theologe sagte, das habe man ja mit Juden und Mohammedanern gemein! Das besondere Vorrecht des Christen sei nicht, daß er zum Vater, sondern daß er zum Sohn beten dürfe.

Vielfach mögen es ja auch theologische Ueberlegungen sein, die uns Jüngere zu dem „nur zum Vater beten" geführt haben. Vor allem aber tragen diese Kreise die Schuld daran. Ohne derartige Urteile würde Mancher von uns ganz gewiß viel öfter naiv und ohne verstandesmäßige Reflexionen dem Zuge seines Herzens folgen und mit dem Herrn, den auch wir lieb haben, reden, zu Jesus beten. Aber nun wir uns daraufhin beobachtet und danach beurteilt wissen, da ist die Harmlosigkeit fort, und wir dürfen deshalb nicht zu Jesus beten.

Es kommen auch stille Stunden im eigenen Gebetskämmerlein, wo kein andrer Mensch es hört, da macht sich die dankbare Liebe zu unserm Heiland einmal Luft in Worten, die direkt an ihn gehen, da beten auch wir zu Jesus. Aber auch ich sage das, wie der Verfasser in Nr. 32, „nur ganz leise". Doch nicht aus Furcht, als „ein ganz altmodischer Christ" zu erscheinen, sondern aus Scheu, alsbald dafür in dem Urteil jener gewissen Kreise zu steigen, hören zu müssen: „er entwickelt sich doch erfreulich nach rechts, fängt an in seiner Väter Fußstapfen zu treten" und dergleichen.

Von ganzem Herzen stimme ich den Ausführungen des Herausgebers in Nr. 33 zu. Ja, ich darf zu Jesus beten, und ich darf auch nur zum Vater beten, je nach meiner Lebensführung, nach meinem Herzensbedürfnis und nach der Nötigung in meinem Gewissen. Und ich freue mich schon sehnsüchtig auf die Zeit, wo wir Christen wieder mehr über die niederen Zäune unsrer verschiedenen theologischen Anschauungen hinweg die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit wiedergewonnen haben werden, die uns heute so vielfach abgeht, und die doch grade auf dem Gebiet des innersten religiösen Lebens so notwendig ist. So lange es uns aber noch von der einen Seite entgegentönt: „Man darf nur zu Jesus beten", so lange werde ich um des Gewissens willen immer wieder antworten müssen: Ja, aber ich darf auch nur zum Vater beten!

Theodor Schmidt

„Im Namen Jesu"

Am Ende des Artikels „Darf ich zu Jesu beten" in Nr. 32 der Christlichen Welt las ich die Worte: „Darf ich zu Jesus beten? oder ist das ein Unrecht? Und ist es recht es zu verlernen, ja Andere es zu verlehren? Und sollen wir dann nur »im Namen Jesu« beten? oder ist das am Ende doch wieder dasselbe?" Also „im Namen Jesu beten" und „zu Jesus" beten — ob dies dasselbe sei, daran möchte ich Einiges anknüpfen zur Erläuterung und Klarstellung des Ersteren; denn daß das Erstere „im Namen Jesu beten" in seiner Bedeutung und in seinem natürlichen Sinne noch immer nicht erkannt ist und darum auf die verschiedenste Art und Weise erklärt wird mit einem großen Aufwand von Bildern und Vorstellungen, die mehr oder weniger gar Nichts erklären, das habe ich auf der Wupperthaler Festwoche erfahren bei Gelegenheit eines Vortrags über eben dies Thema: Was heißt „im Namen Jesu" beten? und der sich daran anknüpfenden Besprechung.

Professor Müller aus Erlangen hielt einen fast andert-

halbstündigen, spannenden Vortrag über diesen Gegenstand. Er ging aus von der im Namen „Jehova“ greifbaren Persönlichkeit Gottes und leitete über auf die vollkommene Offenbarung in Jesus, vor allem auf die Verklärung des Vaters im Leiden und Sterben Jesu. Gottes Gedanken, so hieß es, sind im Kreuze Jesu offenbar geworden. Alle Strebungen der Menschen werden in Gottes Plan gezwungen unter dem Kreuz Jesu. Daraus wurde gefolgert: entweder wir beten „im Namen Jesu“ oder unser Beten hat keine Bedeutung. Ferner: daß wir beten dürfen, abgesehen vom Was? hängt allein an Jesus Christus. In Ihm haben wir einen Zugang zu Gott und Verheißung der weitgehendsten Erhörung: „So ihr den Vater . . .“ Joh. 16, 23. Unser Gebet kann in jedem Augenblick neu anknüpfen — in Jesu, auch bei vorhergegangener großer Versündigung. Christus befiehlt in Seinem Namen zu beten. Aber nicht bloß das Daß, auch das Wie? geschieht im Namen Jesu. Der Name Jesu ist eine Vollmacht für uns, zu bitten, was wir bedürfen. Wir dürfen den Namen Jesu gebrauchen, aber nicht mißbrauchen, indem wir Seinen Namen hinter unsere selbstsüchtigen Wünsche hängen als bloße Zauberformel. „Erhalte sie in meinem Namen“ heißt: erhalte sie im Bereich meines Namens mit ihrem Beten. Dann kam der Vortragende auf den Reichtum Jesu zu sprechen, in dem alle Vollkommenheit enthalten sei für uns, und betonte, wie das Gebet im Namen Jesu ein seiner selbst und auch der Erhörung gewisses Gebet sei. Als Mustergebet, wie und was wir im Namen Jesu beten müssen, stellte er das „Vater unser“ vor Augen und besprach die einzelnen Bitten.

Das sind nur in groben Zügen die Gedanken des nach allen Seiten hin erschöpfenden Vortrags, an den sich die Diskussion anschloß. Was ergab die Diskussion? Sie kam im Wesentlichen nicht über die Ausführungen des Vortragenden heraus. Es wurde Einiges ergänzend hinzugefügt, wie z. B. daß das „Beten im Namen Jesu“ nicht den Aposteln als solchen und nur für sie von Jesus aufgetragen sei, sondern daß es ein Gebot an Alle sei; daß das Gebet im Namen Jesu erst nach der Ausgießung des heiligen Geistes angefangen habe, unter Hinweis auf Joh. 16, 14: „derselbe wird mich verklären; denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen“ u. s. w., bis schließlich Schrenk aufstand und auf die Frucht Gottes im Gebet hinwies und sagte, daß wir alle mit einander in der Schule stünden mit unserm Beten und daß das „Beten im Namen Jesu“, nämlich das „gottwohlgefällige Beten“, Etwas sei, das wir alle mit einander lernen müßten. Das bloße Reden darüber würde es keinen Menschen lehren.

Was heißt nun „im Namen Jesu“ beten? Um der Bedeutung dieses Wortes näher zu kommen, müssen wir ausscheiden, was nicht hineingehört, und ausgeschieden werden muß doch vor allem das Beten zu Jesus. Wenn Stephanus betet: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf“, so ist das doch kein Beten im Namen Jesu, sondern zu Jesus, dem erhöhten Herrn und Heiland. Und so ist alles Gebet des einzelnen an Jesus gläubig Gewordnen niemals ein Gebet „im Namen Jesu“, sondern entweder ein Gebet zu Jesus, dem erhöhten Herrn oder zu Gott, unserm Vater in Jesu Christo. Es könnte so scheinen, als ob der Einzelne, wenn er sein Gebet an Gott, den Vater in Christo Jesu, richtete, es thue im Namen Jesu; aber er thut es nicht im Namen Jesu, sondern höchstens im Glauben an Jesum, im Vertrauen auf seine Mittlerschaft und Fürsprache bei Gott dem Vater, was kurz enthalten ist in dem „durch Jesum Christum.“

Wer im Namen Jesu vor Gott hintritt mit seinem Gebet, der kommt in der speziellsten Angelegenheit Jesu, der identifiziert sich in dem Augenblick mit der Sache Jesu. Die Sache Jesu ist aber nicht eine persönliche Sache des einzelnen Individuums, sondern eine gemeinsame Sache und wird als gemeinsame Sache vor Gottes Angesicht gebracht „im Namen Jesu.“ Dies ist der universale Grund dieses besonderen Betens. Das Gebet im Namen Jesu ist Gemeindegebet in Sachen des Reiches Gottes. Die Gemeinde kommt „im Namen Jesu“ zusammen zum Gebet und Anhören seines Wortes. Der Name Jesu ist für die Gläubigen der gemeinsame Gegenstand des Glaubens, der Quell der Erbauung, die Gewähr für die Erhörung ihrer Gebete. „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen (wozu? zum Gebet und Anhören seines Wortes) da bin ich mitten unter ihnen.“ Auf gemeinsames Beten in seinem Namen hat der Herr seine Jünger verwiesen im „Vater unser“, wenn er sie lehrt „unser Vater“ sagen und „unser Brot“, „unsere Schuld“ u. s. w. Und so sind auch alle Ermahnungen des Herrn zum Gebet „in seinem Namen“ mit dieser Beziehung auf gemeinsame Anliegen zu nehmen, die sie, als seine Jünger, vor Gottes Angesicht bringen sollen, die er durch sie fortführt und wofür er, der Erhöhte, ihnen seine wirksame Hilfe verheißt, dergestalt, daß, was sie bitten werden in „seinem Namen“, er thun will: vgl. Joh. 14, 13 f. „das will ich thun“. Da aber die Sache Jesu die Sache Gottes des Vaters ist und es sich bei seiner Sache um Gottes Ehre handelt Joh. 14, 13, so stellt der Herr ihnen die Erfüllung ihrer „Bitten in seinem Namen“ ebensosehr durch Gott den Vater in Aussicht: „denn er selbst, der Vater, hat euch lieb darum, daß ihr mich liebet und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin.“ Joh. 16, 27. Kurz: beim „Gebet im Namen Jesu“ handelt es sich stets um das gemeinsame Gebet der im Glauben an Jesum (das ist die Voraussetzung!) in Seinem Namen versammelten Gemeinde, welche ihre gemeinsamen Anliegen vor Gott bringt.

Nun noch einige Schlußbemerkungen:

Das erste Gebet im Namen Jesu fand am Tage der Ausgießung des hl. Geistes statt, wo die Gemeinde gegründet wurde. „An demselbigen Tage werdet ihr bitten in meinem Namen“ Joh. 16, 26 a. Vorher hat der Herr sie auf die Ausgießung des Geistes hingewiesen 16, 7—15; 22 ff. Ebenso ist Joh. 14, 13 das Bitten in seinem Namen bedingt durch das Erkennen, daß „Ich im Vater und der Vater in mir ist“ V. 10, und dies Erkennen V. 20 für Pfingsten vorausgesagt: „an demselbigen Tage werdet ihr erkennen, daß Ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch.“ Also die Ausgießung des hl. Geistes und die Bildung der Gemeinde muß geschehen sein. Darum auch Joh. 16, 24: „Bisher habt ihr Nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen“ u. s. w. So sehr dieses „Bittet“ auch auf den gegenwärtigen Augenblick zu gehen scheint, so wird es doch durch V. 26 vom Herrn selber zukünftig gedeutet. Der hl. Geist wird kommen und wird sie, die an ihn glauben, zu einer Gemeinschaft vereinigen, und sie werden dann gemeinsam ihre Bitten und Gebete vor Ihn bringen; sie werden dann Nichts mehr fragen, wie jetzt (V. 17. 18. 23. im 16. Kap.), sondern sie werden es alles selber erkennen, wie es gekommen ist und wie es hat gehen müssen, und dann wird ihr Fragen sich in ein immer höher steigendes Bitten verwandeln, und je mehr sie bitten werden, um so größer wird ihre Freude werden; darum „bittet, so werdet ihr nehmen, daß eure Freude vollkommen sei.“ Joh. 16, 24.

Wars nicht eine wunderbare und sichtbare Erfüllung dieser fast 2000jährigen Verheißung, welche die Barmer Missionsgesellschaft in eben diesen Tagen erfahren hat? Im Mai der Notschrei wegen eines Defizits von ca. 150 000 Mk., und nach zwei Monaten nicht nur das Defizit gedeckt, sondern noch mehr als 20 000 Mark Ueberschuß zur Verhütung des neuen Defizits? Die Sache Jesu, vom Glauben der Gemeinde getragen, kann nicht untergehen, und von Zeit zu Zeit zeigt es der Herr der ganzen Welt handgreiflich, daß sein Wort besteht und seine Verheißung Ja und Amen ist. Darum: laßt uns zu Gott beten, der unser Vater ist in Christo! Laßt uns zu Jesus beten, den Gott zum Herrn der Gemeinde erhöht hat. Laßt uns „in seinem Namen“ vor Gottes Angesicht treten mit der Gemeinde und alles Beten zu Gott und zu Jesus und in seinem Namen als ein hohes Vorrecht, als eine herrliche Gnade erkennen und üben!

Friedrich Grawert

Gedanken eines Arztes über den Selbstmord

1

Zum ersten Male in meinem Leben habe ich einen Selbstmörder gesehen, als ich mich vor nunmehr länger als vierzig Jahren in meinem schlesischen Heimatsstädtchen soeben zur Praxis niedergelassen hatte. Es war auf einem gräflichen Gute und ich saß nach Absolvierung der „höfischen“ Praxis just am L'hombretische, als der Ortsschulze mit der Meldung hereintrat: „Gnädiger Herr Graf, im Oderwalde han mer äben Enen gefunden, der hat sich ufgehängt! Sis aber e Fremder, mir han'n Alle nich gekennt.“ „Haben Sie ihn losgeschnitten?“ „Nee, gnädiger Herr Graf, losgeschnitten han mer 'n nich, indem daß mer doch nischt anrihren dürfen, bis 's Gericht gekummen is.“ „Das ist ja eine unverzeihliche Dummheit,“ donnerte der gnädige Herr Graf los. Ich aber begab mich mit dem biederen Schulzen an Ort und Stelle. Richtig! Da hing er mit gedunsenem fahlen Gesichte, glotzenden Augen und schwarzblau hervorgequollener Zunge, eine armselige, zerlumpte und verrissene Gestalt. Noch packender, sozusagen melodramatischer, würde es wirken, wenn ich hinzusetzen könnte, die leere Schnapsflasche habe aus der Rocktasche geguckt: aber nein, der Wahrheit die Ehre! Nicht einmal eine Schnapsflasche hatte der arme Wanderer bei sich. Ich schnitt nicht ohne ein gewisses Unbehagen mit des Schulzen stumpfem Taschenmesser die Leiche ab. Sie hatte nicht erst seit heute gehangen und des Schulzen bureaukratische Korrektheit mithin keinen Schaden gestiftet. Der Polizeibericht in den Tagesblättern pflegt in solchen Fällen mit den Worten zu schließen: Der herbeigerufene Arzt konnte nur den bereits eingetretenen Tod konstatieren. So konstatierte dann auch ich nur den bereits eingetretenen Tod, befahl das Uebrige der treuen Fürsorge meines Begleiters und begab mich ins Schloß zurück, um Bericht zu erstatten. L'hombre habe ich an diesem Tage nicht mehr gespielt.

Es giebt nichts Ergreifenderes und Erschreckenderes auch für den Arzt, der viel und überviel gesehen, als an der Leiche eines Selbstmörders zu stehen, namentlich aber dann, wenn man ihn im Leben gekannt und ihm vielleicht gar nahe gestanden hat. Auch dies ist mir nicht erspart geblieben, nämlich während meiner fast dreißigjährigen Leitung der Irrenanstalt in Bremen. Denn obgleich deren Selbstmordstatistik, dieses schwarze Blatt in den Annalen jeder Irrenanstalt, sich sehr günstig ausnahm, häufen sich doch die Fälle im Verlaufe fast eines Menschenalters. Kommen dann noch sonstige belastende Umstände hinzu, so ist die Sache oft lange nicht zu verwinden. So bedrückt mich heute noch, nach länger als dreißig Jahren, die Erinnerung an den Selbstmord eines jungen begabten und liebenswürdigen Kollegen, der als Kranker in der Anstalt weilte. Der Vater, ein sehr angesehener Arzt aus alter Bremer Familie, hatte mir den Sohn selbst gebracht und ihn mir auf die Seele gebunden, voller Vertrauen zu mir und der pflichtmäßigen Fürsorge der Angestellten, und drei Tage darauf stehe ich wieder vor ihm, um ihm zu sagen, daß der Sohn an einem Gardinenhaken, um den er sein Halstuch geschlungen, geendet hat.

Nichts Unheimlicheres, als solcher Selbstmord! Nicht der Todesfall an sich ist es, nicht das plötzliche unerwartete Hinscheiden eines noch gegründete Aussicht auf Genesung bietenden Kranken, denn solche Erfahrungen bleiben keinem Arzte erspart. Es ist vielmehr der schwindelnde Blick in unbefahrene Tiefen der Menschenseele, was uns mit dem lähmenden Schrecken eines Elementarereignisses überrascht. Wie beim Anblicke des fahlen Rosses der Apokalypse, so erschrecken wir, wenn Selbstmord sich in unsere Nähe drängt und mit Riesenfaust sein Memento mori an die Wand malt.

Das Leben liefert die verschiedenartigsten Motive zum Selbstmord und in allen Statistiken finden wir sie aufgezählt. Da sehen wir: Gekränkte Ehre, Furcht vor Strafe, vor Schande, vor drohender Verarmung, Reue, plötzlichen Vermögensverlust, unheilbare Krankheit, häusliches Elend aller Art, unglückliche Liebe, unerträgliche Lebenslage überhaupt und noch vieles Andere. Im Einzelfalle geschieht gewiß meist die Erforschung der Motive recht oberflächlich. Auch muß man bedenken, daß neben einem Hauptmotiv oder direkt veranlassender Ursache noch viele Nebenmotive wirken, so wie ferner, daß Selbstmord nicht ganz unvermittelt, sondern meist erst als letztes Glied einer ganzen Reihe darauf hindrängender innerer Vorgänge auftritt. Eins ins Andere gerechnet, wird wohl trotzdem die Statistik das Richtige treffen, denn die Rubriken erschöpfen so ziemlich das menschliche Elend.

Bei näherem Zusehen bemerken wir dann, daß es immer nur die depressiven Affekte der Seele sind, die zum Selbstmorde drängen. Wenn die Last zu schwer wird, wird sie eben abgeworfen. Freilich ist dies nur individuell, und ein Maß des Erträglichen, das für Alle paßt, giebt es nicht. Immer aber ist Selbstmord ein Symptom der Schwäche. An den heroischen Selbstmord kann ich nicht glauben, und was uns die Geschichte von solchem erzählt, läßt sich auch anders deuten. In den von Andern bereiteten oder sonst unvermeidlichen Tod sind mit Hochgefühl und Begeisterung viele Blutzeugen und Helden gezogen, aber vorbereiteter planvoller Selbstmord ist wohl noch nie in solcher Seelenstimmung begangen worden. Auch dem scheinbar heroischsten und selbstlosesten Entschlusse, z. B. wenn in großen Katastrophen der Besiegte, um nicht dem Sieger in die Hände zu fallen, sich selbst den Tod giebt, oder wenn ein Familienvater Selbstmord begeht, um seinen Angehörigen durch den Tod die zum Leben nötigen Mittel zu verschaffen, — immer ist solchen Entschlüssen ein Element der Schwäche beigemengt.

Wie alle Erscheinungen des täglichen Lebens, die nur von der Willkür des Einzelnen oder dem Zufalle abhängig zu sein scheinen, unterliegt auch der Selbstmord dem Gesetze der sogenannten großen Zahl, d. h. er wiederholt sich überall in fast gleichen Prozentsätzen. An sich ist es nicht auffallend und bedeutet nur, daß das Leben auch die Ursachen in gleichen Prozentsätzen liefert. Man hat deshalb wohl unsere gesellschaftliche Ordnung dafür verantwortlich gemacht und den Selbstmord geradezu eine Zeitkrankheit genannt. Doch ist es nur in sehr bedingtem Maße richtig. Denn übermächtige Verhältnisse und schwache geängstigte, verzweifelnde Seelen hat es zu jeder Zeit gegeben. Richtig daran ist nur, daß unsere Zeit ganz andere, d. h. viel höhere Anforderungen stellt, daß der „Kampf ums Dasein“, um diesen nicht überall gern gehörten Ausdruck zu gebrauchen, schwer und schwerer wird, daß das Verhältnis zwischen Last und Kraft sich zu Ungunsten der letzteren immer mehr verschiebt. Es ist deshalb keine Uebertreibung, wenn man unser Zeitalter ein nervöses nennt. Nervosität bedeutet aber auch leichtere Anfälligkeit. Mit anderen Worten: Das Leben liefert zahlreichere Ursachen und die reizbare Anfälligkeit der Menschen im Großen und Ganzen ist gestiegen.

Diesen Dingen im Einzelnen nachzugehen, ist hier nicht möglich, das hieße eine ganze Soziologie schreiben; doch wird das Verhältnis, für jeden Kundigen leicht erkennbar und im Einzelnen nachzuweisen, am deutlichsten, wenn man den stets steigenden Prozentsatz der Selbstmorde in der Kinderwelt betrachtet. Zu allen Ursachen, die den Erwachsenen bedrängen, tritt hier noch Frühreife, sowohl der Empfindung, als der Intelligenz hinzu. Eine Tabelle des preußischen statistischen Bureaus bringt unter 80 Selbstmorden von Schülern höherer Schulen 5 unter der Rubrik: unglückliche Liebe. Auch Frühreife des Verstandes wirkt als veranlassende Ursache. Der Erkenntnis, daß Alles eitel, wird kein Gegenwicht durch gefestete religiöse und ethische Anschauungen geboten. Begegnet sie außerdem einem kühlen Herzen und ahmt das frühreife Kind vielleicht noch geistreich sein sollende Paradoxien nach, so kommen solche Fälle vor, wie der von dem französischen Arzte Voisin berichtete, wo ein dreizehnjähriger Selbstmörder ein Schriftstück hinterließ, das mit den Worten begann: Je lègue mon âme à Rousseau, mon corps à la terre. Auch Nachahmung spielt bei Kinderselbstmorden eine Rolle. Zwar kommt sie auch bei Erwachsenen vor, aber bei Kindern wirkt die zur Nachahmung drängende Vorstellung viel unmittelbarer und sug=

gestiver. Durand-Fardel erzählt zwei lehrreiche Fälle. Der eine betraf einen elfjährigen Knaben, der sich ohne erfindliche Veranlassung aufhing, nachdem er drei Kreuze auf die gegenüberstehende Wand gemalt und Weihwasser zu seinen Füßen aufgestellt hatte. Genau so hatte sich eine Woche vorher sein dem Alkohol ergebener Onkel nach einem reichlichen Frühstück erhängt. Vgl. Emminghaus, Die psychischen Störungen des Kindesalters, und Scholz, Die Charakterfehler des Kindes (Leipzig, Ed. Heinr. Mayer, 2. Aufl.).

Bei dem empfindlichen Kinde führt auch Trotz zum Selbstmorde. Es ist seiner Meinung nach oder auch wirklich ungerechter Weise gezüchtigt worden. Dann schwelgt es vorher in Gedanken an den Schrecken und den Schmerz, den sein Tod bereiten wird.

2

Die häufigste Ursache aller Selbstmorde haben wir noch nicht besprochen, nämlich Gemütskrankheit. Man begegnet ihr innerhalb und vielleicht noch mehr außerhalb der Irrenanstalten. Irriger Weise wird geglaubt, daß in erster Reihe die unter schweren Ernährungsstörungen einhergehende traurige Form der Melancholie zum Selbstmord disponiere. Es kommen auch wohl solche Fälle vor. Aber meistens ist hier die Energie so gesunken, daß es auch beim äußersten Lebensüberdruß und Kleinheitsgefühle nur selten zu einem Entschlusse kommt. Die erste Stelle nimmt vielmehr der Angst-Affekt ein. Es giebt solcher Kranker, die an Angst, an reiner Herzensangst leiden, viel mehr als man glaubt, und gerade auch außerhalb der Anstalten. Sie bewegen sich im Leben, treiben ihr Geschäft, sehen wohl aus, Niemand sieht ihnen Etwas an, sie sprechen nicht darüber, und doch verzehrt sie Tag und Nacht eine geheime Angst, die mit keinen Vernunftgründen hinweg zu disputieren ist. Oft bleibt die Angst ganz gegenstandslos, es ist eben nur ein formloses, wenn auch höchst peinigendes, unbestimmtes und zielloses Gefühl. Mitunter treten aber auch Wahnideen hinzu, die dann meist den Charakter der Versündigung tragen. Mit unheimlichem Spürsinn wird dann in der Vergangenheit nachgeforscht nach kleinen Sünden oder Uebertretungen, die der nun bald zur Gewissensangst gewordenen Herzensangst als Motiv untergeschoben werden. Eine vierzigjährige Kranke berief sich zur Erklärung ihrer Angst darauf, daß sie als vierzehnjähriges Mädchen einmal ein gefundenes Fünfgroschenstück nicht abgeliefert, sondern vernascht habe. Irgend eine vielleicht unbeabsichtigte Unhöflichkeit, eine Taktlosigkeit, vor langen Jahren begangen, drängt sich mit Macht wieder in den Vordergrund und will allem Zureden von Außen, allem innerlichen Parlamentieren nicht weichen. Hier gewährt wenigstens oft noch der Gedanke an mögliche Sühne eine gewisse Erleichterung. Wird aber bei allem Grübeln nichts Rechtes gefunden, so entwickelt sich leicht der hoffnungslose Wahn, aus der Gnade gefallen und von vornherein verdammt zu sein. Ist es erst soweit gekommen, so verhindert nur unausgesetzte Tag und Nacht geübte Ueberwachung oder irgend ein glücklicher Zufall die Ausführung des Selbstmordes. In Schlesien machte vor ungefähr vierzig Jahren der Selbstmord eines angesehenen strenggläubigen höheren Geistlichen, der gewiß den Selbstmord stets als höchst sündig verurteilt hatte großes Aufsehen. Seine gedrückte Stimmung war wohl aufgefallen, aber Niemand hatte ihn für schwer krank gehalten, da er noch bis zum letzten Tag amtiert hatte. Auf einem Zettel hatte er hinterlassen, er könne das Leben nicht mehr ertragen, weil er fühle, daß er aus der Gnade gefallen sei. Mancher Selbstmord, von dem es heißt, daß er unerklärlich sei, erklärt sich doch ganz einfach aus solchem verheimlichten Angstaffekte, der bisweilen wohl nach vorheriger Ueberlegung, bisweilen aber auch ganz impulsiv zur befreienden That drängt. Die Impulsivität läßt sich dann mitunter aus der Todesart erkennen, Sprung aus dem Fenster, vom Brückengeländer oder vom Bug des Schiffes, Durchschneiden der Adern mit dem gerade bereit liegenden Messer und dergleichen. Auch wird die Todesart mitunter nach dem Grade der vermeintlichen Versündigung gewählt. Ein junges Mädchen war wegen Selbstmordversuches in meine Anstalt gebracht worden. Wider meinen Rat herausgenommen, schichtete sie, kaum zu Hause angekommen, im Hofe einen Scheiterhaufen, begoß ihn und sich selbst mit Petroleum und verbrannte sich. Schon vorher hatte sie geäußert, daß die schrecklichste Todesart noch zu gut für sie sei.

Mitunter kommen auch sogenannte imperative Halluzinationen vor. Dem Kranken befiehlt eine Stimme, sich zu töten und er benutzt die nächste Gelegenheit, den Befehl auszuführen. Nun tragen Halluzinationen immer die Färbung der Grundverstimmung, und diese wird meist eine ängstliche sein. Auch Wahnideen spielen mit hinein. Doch steht hier meist nicht melancholische ängstliche Tiefstimmung, sondern maniakalische Hochstimmung im Hintergrunde. Ein Kranker wird uns mit gebrochenen Beinen in die Anstalt gebracht, er war zwei Stockwerk hoch von einem Neubau heruntergesprungen, um zu beweisen, daß er Gottes Sohn sei, die Engel würden ihn sanft hinunter tragen. Streng genommen, gehört dieses Beispiel nicht hierher, da kein Selbstmord beabsichtigt war. Aber man würde von einem solchen gesprochen haben, wenn nicht der Kranke glücklicher Weise am Leben geblieben wäre und Aufschluß hätte geben können.

Zur Erläuterung sogenannter unvorhergesehener Fälle, wie sie gleichfalls vorkommen, diene folgendes Beispiel. Ein sich stets harmlos und vergnügt gebender, schon seit langen Jahren der Anstalt angehörender Verrückter lag eines Magenkatarrhs halber allein in seinem Stübchen zu Bett. Geistig war er, wie dies häufig bei interkurrenter körperlicher Krankheit vorkommt, etwas klarer, gesammelter und ruhiger geworden. Eines Tages bei der Morgenvisite fiel es mir nun auf, daß er den gewohnten Abschiedsgruß herzlicher als sonst und mit einer gewissen Innigkeit spendete. Eine halbe Stunde darauf findet man ihn erhängt. Hier hatte offenbar die momentane Aufklärung des Bewußtseins dem Aermsten auch Klarheit über sein verlorenes hoffnungsloses Leben gebracht. Das Motiv zur That war also nicht ein krankes, sondern ein gesundes, will sagen, ein auch bei Gesunden vorkommendes.

Endlich spielt wie bei Kindern auch bei Irren die Nachahmung eine Rolle. Die in Irrenhäusern berüchtigte Duplizität der Fälle beruht meistens hierauf, indem das Beispiel auf die disponierte Seele anfeuernd und suggestiv wirkt. Daher jedesmal die ängstliche Sorge, daß der Fall nicht innerhalb der Mauern ruchbar werde.

Auch bei Geisteskranken ist Selbstmord also ein depressives Symptom, ebenso wie er bei Gesunden niemals, wie Manche wenigstens für viele Fälle annehmen, ein Zeichen sündhafter Energie, sondern stets geistiger Schwäche ist.

3

Die moralische Bewertung des Selbstmords, abstrakt gesprochen, ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen und ist es heute noch. Der Orientale, der das Leben gering achtet, ist auch dem Selbstmord gegenüber gleichgültig. Ja noch mehr, er hat ihn zu einer religiösen und staatlichen Institution gemacht, wie die Witwenverbrennungen in Indien und die gerichtliche Verurteilung zum Selbstmorde in China, Japan und der Türkei beweisen. Der Buddhismus lehrt geradezu das Recht des Menschen auf den Tod. Selbstmord ist nach ihm, falls nicht Pflichten gegen Andere verletzt werden, kein Unrecht, allerdings aber eine Thorheit, da der Lebensfaden doch wieder angeknüpft, überdies aber das Karma durch ihn belastet wird. — Im Altertum, soweit wir die römisch-griechische Kulturwelt darunter verstehen, war Selbstmord als heroische That hoch bewertet. Zwar Plato verwirft ihn aus der Idee seines Staates, dem hierdurch Abbruch geschehe, heraus, was mir immer als eine etwas bürgerlich-hausbackene Moral erschien ist. Dafür lehrte ihn die Stoa mit ihrem Worte: **Janua patet, exi!** desto nachdrücklicher geradezu als sittliche Pflicht.

Diese stoische Auffassung, nicht die nüchterne platonische Nützlichkeitsmoral, wurde herrschend und blieb es, bis das Christentum Wandel schaffte, — das Christentum wenigstens, soweit es in den herrschenden Kirchen vertreten war. Denn

bezeichnender Weise findet sich in der gesamten heiligen Schrift, soweit ich als Laie mich auskenne, kein klares unmißverständliches Verbot des Selbstmordes, weder in den mosaischen zehn Geboten noch in der Bergpredigt, noch sonstwo. Denn dem fünften Gebot darf man eine solche Ausdehnung keinesfalls geben. Auch wo von Selbstmord die Rede ist, wird er keineswegs direkt als verabscheuungswürdiges Verbrechen hingestellt.

Im 2. Buch Samuel, Kap. 17, Vers 23 lesen wir, wie Ahitophel sich hing, starb und in seines Vaters Grabe begraben wird. Kein Wort der Mißbilligung, vielmehr ehrenvolles Begräbnis! Wenn ferner dem Judas der dunkelste Raum in der Unterwelt angewiesen wird, so geschieht es offenbar nicht des Selbstmordes, sondern des Verrates wegen. Was sonst an Bibelstellen angeführt wird, z. B. 1. Korinth. 6, 19, Lukas 2, 29, Römer 14, 7, enthält nirgends ein direktes oder nur verschleiertes Verbot. — Mohamed dagegen spricht ein direktes Verbot aus. Die Sunna zählt nämlich vier Hauptverbrechen auf: Vielgötterei, Ungehorsam gegen die Eltern, Meineid und Selbstmord.

Nicht jedesmal ist Selbstmord Symptom einer klinisch oder durch die Sektion erkennbaren Krankheit, aber eine Abnormität ist er immer. Der Wille zum Leben ist tief mit unserem Wesen vermacht, ja er ist Grundbedingung allen Lebens, und alle Kreatur ängstigt sich vor dem Tode. Selbstmord aber geht gewissermaßen gegen die Natur, und dies macht ihn so unheimlich. Zu dem Abscheu vor der That kommt dann noch häufig die Mißachtung des Thäters, nämlich wenn man ihn und seinen Lebenslauf kennt oder zu kennen glaubt und nun in der That den unheilvollen Abschluß eines unheilvollen Lebens erblickt.

4

Dies bringt uns auf die Frage der Zurechnungsfähigkeit, die ja auch in der Strafrechtspflege eine so wichtige ausschlaggebende Rolle spielt. Daß Geisteskrankheit Zurechnungsfähigkeit und Strafe ausschließt, ist ja ein längst erkannter und befolgter Rechtsgrundsatz. Früher nun, wo man lediglich die klinische Diagnose stellte und mit den gebräuchlichen festen Kategorien Melancholie, Manie, Verrücktheit, Wahnsinn, Blödsinn u. s. w. operierte, war das Problem zunächst für den begutachtenden Arzt verhältnismäßig leicht zu lösen. Aber mit der Zeit hat es sich immermehr vertieft und die klinische Diagnose ist zur anthropologischen geworden. Nicht bloß eine Krankheitskategorie, sondern den Menschen sucht man zu finden, den Menschen, wie er sich infolge seiner in der Grundlage ererbten geistigen Organisation und als Produkt des gesamten Milieus — Erziehung und Alles, was Goethe die Tyche nennt, mit eingeschlossen — darstellt. Da giebt es zahlreiche Fälle, und eigentlich ist jeder Fall so, wo sich die altehrwürdigen Begriffe von Zurechnungsfähigkeit und freiem Willen, ohne die man sich eine Strafrechtspflege nicht denken konnte und die man früher mit so spielender Leichtigkeit handhabte, als schwere ungefüge Lasten in den Weg stellen. Wo fing in diesem oder jenem Falle, bei diesem oder jenem Menschen der Wille an unfrei zu werden? An welchen Wegstellen häuften sich die Widerstände, wo verdichtete sich der Nebel und hemmte den freien Blick?

Was ist in dem Geiste der Frau eigentlich vorgegangen, die sich mit dem Kinde auf dem Arme über das Brückengeländer schwingt? Die äußeren Umstände, die nackten Thatsachen, können wir zur Not ja wohl erfahren, wenn sie nicht etwa so intim sind, daß sie trotz aller sorgfältigen Forschung doch nicht ans Licht treten. Wir wissen, sie hat in den erbärmlichsten und entwürdigensten Verhältnissen gelebt, seitens des täglich und stündlich betrunkenen, arbeitsscheuen Mannes Schimpfworte und brutale Mißhandlungen, nur abwechselnd mit widerlichen Anforderungen erduldet, ein Stück Hausrat nach dem andern verkauft, bis ihr fast nur die leeren Wände entgegenstarren, kein Brot, keine Kohle, kein Licht! Wir sehen sie auch körperlich immer mehr verelenden, den Strom der Brüste, mit dem sie das Kind noch immer kümmerlich genährt hat, allmählich versiegen, — nirgends Hülfe, nirgends eine Aussicht, auch das Gebet bringt keine Rettung. Das sehen wir alles, wir können uns, wenn wir wirklich mitzufühlen im Stande sind, auch wohl eine ungefähre Vorstellung von dem Seelenzustande machen. Aber etwas Gewisses über die innern Vorgänge wissen wir nicht: wann zuerst der Druck übermächtig geworden, wann sie zuerst unterlegen, um sich aufs Neue wieder aufzuraffen, wann zuerst die Zwangsvorstellung, daß nur der Tod sie retten könne, sich wie ein feuriger Stachel in die arme Seele gebohrt hat, welche Widerstände sie noch hat aufbieten können, wie lange noch die äußere Besonnenheit erhalten geblieben ist, bis endlich Alles, Alles in einem übermächtigen Strudel mitfortgerissen wurde. Man kann sagen, das grenze ja schon an Krankheit, ja sei eigentlich schon Krankheit. Aber beweisende klinische Symptome sind nicht zu Tage getreten. Alles hat sich im Innern abgespielt.

Wer weiß von den Seelenkämpfen des jungen Mannes, dem eine ansteckende Krankheit, die er sich, sagen wir meinetwegen, der Kürze halber, durch eigene Schuld zugezogen hat, den Revolver in die Hand drückt, — wie er von Furcht zu Hoffnung und von Hoffnung zu Furcht gejagt wird, wie sich das graue Gespenst des Ekels vor sich selbst leise an ihn heranschleicht, ihn anfaßt, umklammert, durchdringt, ihm das Blut aus den Adern und das Mark aus den Knochen saugt, — wie Vergangenheit und Zukunft versinken und der starre Blick nur noch auf den einen Punkt gerichtet bleibt, — die erlösende Kugel? Das ist doch eigentlich schon Krankheit, höre ich auch hier Manchen einwenden. Aber der wissenschaftlichen Definition von Krankheit entspricht es nicht und ob es viele Priester giebt, die das Absolvo te sprechen würden, bezweifle ich. Aber die beiden Beispiele zeigen, wie flüssig die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit ist.

Und nun die Vererbung! Meist tritt da ja allerdings der Selbstmord als Symptom einer ererbten Geisteskrankheit auf. Es giebt aber auch Fälle, wo keine solche erkennbar ist und nur die ererbte Selbstmordmanie zu Tage tritt. Schon Gall hat von einer Dame berichtet, die von einer Familie, in der Selbstmord erblich war, abstammte. Mutter und Schwester hatten sich das Leben genommen, der Sohn erhängte sich gleichfalls, und auch die Tochter hatte einen Versuch gemacht. Bei der Dame selbst war also die vererbte Neigung latent geblieben.

Mir ist folgende Familientragödie bekannt. Ein Gutsinspektor, von dessen Vorfahren aber keine Nachrichten mehr herabgelangt sind, stürzt sich, ohne daß Geisteskrankheit vorausgegangen oder sonst eine Ursache erkennbar gewesen wäre, zum Fenster hinaus, — von seinen drei Töchtern heiratete eine einen Trinker und gab die Absicht kund, sich von ihm zu Tode mißhandeln zu lassen, die zweite schnitt sich den Hals ab, beide ebenfalls ohne vorausgegangene Krankheit, die dritte erhing sich, allerdings im Irrenhause. Von deren Söhnen war der eine liederlich, zweie geisteskrank und eine Tochter erschoß sich am Tage nach dem eigenen, sehr heiter verlebten Verlobungsfeste, mit der Büchse ihres Vaters. Hier allerdings ist der Zusammenhang zwischen Selbstmord und Geisteskrankheit klar; drei Glieder der Familie waren erkennbar geisteskrank, und bei einem, so darf man hier ohne Zwang sagen, trat die deletäre Vererbung als Verkümmerung von Charaktereigenschaften hervor. Einen richtigen Einblick bekommt aber hier nur derjenige, der die ganze Kette übersieht. Bekommt man nur immer ein Glied davon zu sehen, ohne die übrigen zu kennen, so wird man die erbliche Belastung überhaupt nicht finden und so zu ganz falschen Schlüssen gelangen. Was war in der Seele dieser Unglücklichen, z. B. der Braut, vorgegangen? Welches dunkle und verworrene Gespinst hier gewoben worden ist, das weiß kein Weber.

Es ist ja nun sehr bequem, Alles auf Vererbung zu schieben, als wenn damit Alles abgethan sei, und die sittlichen Mächte, die im Leben auf den Menschen einwirken, einfach zu ignorieren. Aber noch weniger dürfen wir die Vererbung ignorieren, denn eine furchtbare Macht ist sie doch, um so furchtbarer, als sie im Verborgenen schafft. Ein Trost wenigstens, daß nicht blos die Unglück verheißenden, sondern auch die Glück bringenden Zeichen sich vererben!

Ist überhaupt der menschliche Geist jemals ganz frei und unabhängig von irdischen Dingen? Man braucht die Frage nur aufzustellen, um sofort ihre Absurdität zu erkennen. Denn daß Geist und Körper in unserem Erdenwallen untrennbar verbunden sind, ist eine Binsenwahrheit, die von Niemandem mehr geleugnet wird. Aber auch von dem ihm durch sein Milieu überantworteten Vorstellungsschatze ist der Geist abhängig. Was und wie viel soll man nun „zurechnen"? Giebt es überhaupt einen freien Willen? Aber in diese Tiefen wollen wir heute lieber nicht hinabsteigen.

Die neuere italienische kriminalistische Schule (Enrico Ferri, Das Verbrechen als soziale Erscheinung. Deutsch von Kurella. Leipzig, Georg Wiegand 1896), der auch namhafte deutsche Kriminalisten, wie v. Liszt (Lehrbuch des deutschen Strafrechts 1892, und Kriminalpolitische Aufgaben — in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtspflege 1889 —) und Berner (Lehrbuch des Strafrechts) gefolgt sind, will deshalb, daß die Begriffe Zurechnungsfähigkeit und freier Wille ganz fallen gelassen werden, und setzt als Ziel und Zweck der Kriminaljustiz nicht Strafe, sondern Schutz der Gesellschaft. Bis dahin hat es noch weite Wege; aber man braucht nicht Materialist, auch nicht Determinist zu sein, um die Erreichung des Zieles aufs Innigste zu wünschen. Ein Schritt auf dem Wege ist durch die neuerdings aufgetretene Lehre von der geminderten Zurechnungsfähigkeit schon gemacht. Aber ich bin kein Anhänger dieses Semipelagianismus in der Kriminaljustiz.

Wie mit dem Verbrechen an Anderen, so ist es auch mit dem Selbstmord. Was brauchen wir da überhaupt „zuzurechnen"? Wer und was giebt uns das Recht dazu? Gott wird die Rechnung schon selber aufstellen. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet" — das klingt so einfach, ist aber doch eines der tiefsten Worte der Bibel und sollte auch jedem Selbstmörder gegenüber unsere Richtschnur sein.

5

Zum Schluß gestatte ich mir noch einige Worte über die von dem Herrn Herausgeber in Nr. 28 d. Bl. gestellten Aufgaben, soweit sie den Arzt betreffen. Wenn dort zunächst die obligatorische Sektion aller Selbstmörder gefordert wird, so ist dies eine Huldigung vor der Wissenschaft, die der Arzt dankbar entgegennimmt. Auch werden dadurch gewiß mehr Fälle, wie bisher, aufgeklärt und das Gebiet der Zurechnungsfähigkeit für die, die noch an diesem Begriffe festhalten, immer mehr eingeschränkt werden. Aber allzuviel darf man sich, was Herr R. ja auch nicht thut, davon nicht versprechen. Zwischen Geisteskrankheit und Gehirnbefund wird der Parallelismus meist vermißt. Es giebt keinen Gehirnbefund, von dem man mit Sicherheit sagen könnte, er habe diese oder jene bestimmte Form einer klinischen Geisteskrankheit erzeugen müssen. Gewiß giebt es eine solche Kongruenz, die man sich dann hinter den groben pathologisch-anatomischen Veränderungen liegend denken kann, aber noch ist sie nirgends aufgedeckt.

Sehr nützlich erscheint mir die Forderung von Sammlungen biographischen Materials, und wenn Herr R. den Pfarrer damit betraut, so ist an sich gewiß Nichts dagegen einzuwenden. Nur müßte es ein Pfarrer sein, der nicht mit vorgefaßter Meinung an die Arbeit geht und nicht von vornherein schon etwa mit dem Begriff Sünde, was an sich schon ein Urteil bedeutet, operiert, — auch nicht einer, der das Besessensein Geisteskranker lehrt, weil dann das Material, mit dieser Färbung versehen, kein Zutrauen mehr verdienen würde. Ich glaube, an manchen Orten würde ich den Arzt vorziehen.*)

Indem Herr R. zu einem intimeren Gedankenaustausch von Theologen und Psychiatrikern auffordert, spricht er die Meinung aus, daß die Irrenärzte noch sehr Vieles schuldig geblieben seien und daß sie viel Mehr für die Aufklärung thun müßten. Eine Aufgabe, die uns in hohem Maße ehrt! Ein schönes verheißungsvolles Zeichen, wenn der Geistliche den Arzt auffordert, Licht zu verbreiten! Aber ich weiß nicht, worin eigentlich unsere Versäumnis erblickt wird. An wissenschaftlicher Arbeit fehlt es doch in der Psychiatrie wahrlich nicht, und Alles dient der Wahrheit und der Aufklärung. Was speziell den Selbstmord anbetrifft, so ist dessen soziologische Bedeutung oft genug von Aerzten und Nichtärzten hervorgehoben worden. An Aufklärung im einzelnen Falle aber wird es gewiß der Arzt auch nicht fehlen lassen, wenn er Gelegenheit dazu hat. Auch mag billiger Weise in Betracht gezogen werden, daß doch die Aufgabe des Arztes, auch des Psychiatrikers, zunächst im Heilen besteht und daß Selbstmord nur insoweit innerhalb dieser Aufgabe steht, als es darauf ankommt, ihn zu verhüten.

Ein anderer Vorwurf, der einem Teile der Aerzte gemacht wird, ist härter und persönlicher. Es heißt: „Freilich wo sie (die Aerzte) geneigt sind, Jeden, der überhaupt mit Religion und Frömmigkeit Ernst macht, für psychisch belastet anzusehen, wird der gegenseitige Rapport nicht zu Stande kommen." Ich weiß nicht, welche persönlichen Erfahrungen hier vielleicht gemacht, und wo solche Aerzte gefunden worden sind. Ich gehöre nicht zu ihnen und halte mich auch nicht für psychisch belastet. Man kann aber auch den Spieß umdrehen und sagen: dort wird der Rapport nicht zu Stande kommen, wo es Geistliche giebt, die im Arzte nur den krassen Materialisten und religionslosen Spötter sehen. In jedem Berufe giebt es Könige und Kärrner, Propheten und Weltkinder. Gerade unsere großen Aerzte aber, die Könige und Propheten, und auf diese allein sollte man exemplifizieren, sind „religiös" gewesen. Das aber ist von großem Wert, wenn in den Köpfen solcher Männer, die von der Materie mehr gesehen haben, als Andere, die sich über den Materialismus erhitzen, das Christentum der Kritik Stand hält.

Mehr wie der ärztliche Stand kann die Kirche zu einer gerechten und milden Beurteilung beitragen, weil sie die Praxis mehr in der Hand hat. Freilich müßte sie darüber erst selbst milder denken lernen. Goldene Worte hat hier Herr R. geschrieben. Nur meine ich, daß allerdings die Kirche sich nicht zu abhängig von Volksmeinungen und Herkommen machen solle. Die Kirche, oder sprechen wir konkreter, der Geistliche, soll Führer sein, sich aber nicht durch die Unbildung und Unduldsamkeit seiner Gemeindemitglieder selbst führen lassen.

Zur Bekämpfung des Selbstmordes, in welchem Bestreben der Geistliche stets den Arzt an seiner Seite finden wird, gehört auch, wie Herr R. hervorhebt, die richtige und rechtzeitige Behandlung von Nervenkranken. Wie er, so bekenne auch ich mich, im gewissen Sinne wenigstens, zu dem Satze des Professors Bornemann (Nr. 39 des Jahrg. 1898), daß die Heilung der Nervosität nicht blos eine Frage der Gesundheitslehre und der Arzneikunst, sondern auch des geistigen Lebens, der Sittlichkeit und der Religiosität sei. Nur darf man unter Religiosität hier nichts Lehrhaftes, noch weniger Konfessionelles verstehen und vom Arzte nicht verlangen, daß er sich pastoral geberden solle. Für die Tröstungen der Religion, auch wenn sie aus berufenem Munde kommen, sind solche Kranke, sagen wir, Neurastheniker, überhaupt nicht zu haben. Wiederholt aber habe ich an anderen Stellen der psychischen Behandlung das Wort geredet und sie als die höchststehende Methode bezeichnet. Ich übe sie selbst aus, und wenn es weiter Nichts gebe als Bromkali und Abklatschungen, möchte ich nicht Nervenarzt sein. Meine Methode, worunter ich übrigens nichts Besonderes und Eigentümliches verstehe, besteht vor allem darin, daß ich den Kranken nicht blos als Objekt betrachte, sondern mich ihm menschlich näher stelle und sein Vertrauen zu erwerben suche, nicht das entferntere zu meiner Kunst, sondern das nähere zu meiner Person. Damit ist schon Viel gewonnen, denn Vertrauen ist Nichts, was man passiv erwartet, sondern aktiv, ein Willensakt, und wie jeder solcher stärkend. Ich flöße Trost und Hoffnung ein und kräftige das Selbstvertrauen. Selbstvertrauen muß vorangehen, dann kommt das Gottvertrauen nach: ohne jenes giebt es dieses auch nicht. Denn erst wenn der Kranke sich zutraut, den schweren ihm auferlegten Weg zurückzulegen, erst dann blickt er wieder vertrauend in die Höhe. Der Wege, den Kranken zu Selbst- und Gottvertrauen zu

*) Die Adresse des Pfarrers war ohne Seitenblick auf den Arzt bevorzugt; hat der Arzt die Zeit und das Interesse, sich dieser Arbeit anzunehmen, um so besser. R

führen, giebt es viele, für jeden vielleicht einen anderen. Aber das Ziel ist dasselbe.

Bremen Friedrich Scholz

Wilhelm Raabe

Man braucht kein Freund der neuerdings blühenden Kalender-Litteraturgeschichte zu sein, die für jeden größeren Lebensabschnitt jedes beharrlichen Schriftstellers ihre Festartikel und Festessen bereit hält. Aber wenn ein Dichter wie Wilhelm Raabe in das biblische Alter tritt, hat nicht nur das Fähnlein der litterarischen Feinschmecker, hat im eigentlichen Sinn die christliche Welt die unumgängliche Pflicht, sich dankbar und verehrungsvoll um diesen Rufer im Streit zu schaaren, damit Freund und Feind wieder einmal mustern darf, aus welchen Kräften nach Zahl und Art sich der Heerbann eines lebendigen und lebenweckenden Christentums, einer sittlich zugleich starken und milden Weltanschauung zusammensetzt.

Der da schon in seiner litterarischen Frühzeit das äußerlich entbehrungsvolle und innerlich so reiche Leben des „Hungerpastors“ in den Tiefen erfaßte, der das Idealbild eines geistlichen Hirtenpaares mit realistischer Behäbigkeit durch den „Horacker“ treffsicher in unser Herz prägte, der mit gleicher Unerschrockenheit den Schlichen des verweltlichten Geistlichen im „Schüdderump“ nachspürt, — der hätte schon an sich ein Anrecht auf unsre freudige Teilnahme erworben. Aber mehr: durch alle seine Werke flutet die Grundstimmung der Genügsamkeit und des Vertrauens, der Entsagung, Ergebung und stillen Zuversicht. Die glänzendste Aussprache und rührendste Verkörperung hat diese eminent christliche Lebensauffassung in „Abu Telfan“ gefunden: vor allem Frau Claudine nährt sich von dem schwarzen Brot der aus Geduld und Hoffnung gebackenen Genügsamkeit; und wer das schwarze Brot der Frau Claudine am Busen mit sich forträgt, besitzt den Bürgerbrief im „Reiche der Freiheit, Ruhe und stolzen Gelassenheit.“ „Sie wandelten wohl im Schatten des Todes, aber sie glaubten an das Leben; sie wissen sich Wenige gegen eine Million, sie verteidigen ein kleines Reich gegen eine ganze wilde Welt, aber sie glauben an den Sieg, — und mehr ist nicht nötig, um ihn zu gewinnen“; ja, in diesem Reich der Geduld und Treue „hält man den Sieg gerade dann am festesten, wenn die Widersacher am lautesten Sieg über uns kreischen.“ Nicht minder ausgesprochen berichten „Die Akten des Vogelsangs“ von einem „Herrn in einem Reich, das leider auch nicht sehr von dieser Welt war,“ — der inneren Welt voll Gemüt und Phantasie.

Wer verkennt die geheiligten Spuren, wenn es Raabe von seinem Erstling, der „Chronik der Sperlingsgasse“, an, immer wieder zum Kinderherzen zieht: denn „das Kinderherz versteht Alles, es ist ja noch eins mit der Natur, eins mit — Gott!“ Gar die Vorliebe, mit welcher dieser Dichter den Niederen und Ausgestoßenen milde Anteilnahme schenkt, ist nur aus einem echten, innerlichen Christentum zu verstehen:

Beugt das Haupt und tretet zur Seite, ihr kettenklirrenden Verbrecher! Der Tod zieht vorüber! Er wird auch euch einst von euren Ketten befreien! — Beugt das Haupt, ihr armen Geschöpfe der Nacht, der Tod zieht vorüber, und auch euch hebt er einst, den erborgten Flitterputz, den armen beschmutzten Körper, die Sünde der Gesellschaft euch abstreifend, rein und heilig empor aus der Dunkelheit, dem Schmutz und dem Elend.

Auch diese verheißungsvollen Worte fallen bereits in Raabes erster Erzählung (1857).

Dabei hält sich der Dichter weitab von jener bequemen Moral, die dem Armen seine Not als unabwendbar und als einzigen Trost die Aussicht auf ein besseres Jenseits hinstellt. Er zeigt den Mühseligen und Beladenen das Himmelreich, das sie in sich tragen oder doch in sich erbauen können: die humorvolle Spiegelung auch des bescheidensten Lebens in einem lauteren, bescheidenen Gemüt, allgemein: die innerliche Vorbedingung jedes wahren Glückes. Selbst das Armenhaus des „Schüdderump“ ist von sonnigem Humor durchleuchtet, selbst das tragische Erliegen eines Velten Andres in den „Akten des Vogelsangs“ wird von der Gewißheit seines edlen, tapferen Innenlebens verklärt. Der Dichter weiß die in voller Wirklichkeitsechtheit vorgeführten Erscheinungen so zu beleuchten, daß immer erhellt, wie wenig der äußere Erfolg, das Glück der Welt entscheidend für die innere, wahre Beurteilung der Dinge ist; und er weiß jeden Lebensausschnitt durch rein künstlerische Mittel vor solchen höheren, seelischen Richterstuhl zu rücken. So führt er uns über den Schein zu dem Wesen der Menschen und der Dinge.

Der Gegensatz zu den Weltmenschen ist deshalb geflissentlich ausgeprägt. „Die Welt der Gewöhnlichkeit, der Gemeinheit gewinnt es uns wieder ab“ — das stellen die „Akten des Vogelsangs“ fest —, „aber der Geist Gottes schwebt zu allen Zeiten über den Waßern und bezeugt sein Recht auf jede Weise, auch die wunderlichste. Auch die Illusion gehört eben zu seinen Mitteln, die Erde grün zu machen und schön zu erhalten.“ So liebt es Raabe, bescheidene Menschen von Phantasie, überhaupt von reichem Innenleben in Gegensatz zu den Weltklugen zu rücken, die denn auch in der Welt eine Stellung erringen.

Ja, mit einer Art Entsetzen stellt dieser Dichter die Gefahr der Verweltlichung dar, die mit einem plötzlich eindringenden Reichtum oft verbunden ist. Wenig Dichter der Weltlitteratur haben für dieses innere Absterben des Gemütes, für seelische Not und seelischen Tod einen so scharfen Blick bewiesen und so tiefe Töne gefunden wie Raabe. Gerade das reiche weibliche Gemüt zeigt Raabe immer wieder von dieser Gefahr bedroht: in „Abu Telfan“, „Meister Autor“, „Fabian und Sebastian“, „Schüdderump“, den „Akten des Vogelsangs“. Bald ist es eine Konvenienzheirat mit einem Nichtswürdigen, bald die Erbschaft eines rücksichtslosen Ausbeuters, die solchen Unsegen stiftet. Im „Schüdderump“ hat es ein abenteuernder Hallunke zu ungeheuerem Reichtum und Ansehen gebracht, nun sucht er seine seelenvolle Enkelin in seine Welt zu ziehen, sie nicht nur an einen angesehenen Schurken zu verkuppeln, sie überhaupt in seinem frivolen Genußleben zu ersticken. Für sie ist es die höchste Seelennot, schlimmer als der Tod, und nur der Tod vermag sie zu befreien. Nicht anders klagt in den „Akten des Vogelsangs“ Velten Andres, nachdem seine Jugendgeliebte von ihrem emporgekommenen schurkischen Vater in dessen plutokratische Kreise gebannt ist: „Mit ihrem tückischen Glanz haben sie auch unser liebes Singvögelchen aus dem Vogelsang hernieder in ihr Netz stürzen machen und ihr nicht nur das arme dumme, kleine Schädelchen und Gehirnchen, sondern auch das schöne weite Herz eingedrückt.“

Von dieser öden großen Welt flüchtet Raabe gern in enge „alte Nester“, von der Außenwelt in die Innenwelt, von der wilden Jagd um den Erfolg in die Bescheidenheit und Beschaulichkeit. Seine Weltanschauung ist im Grunde eine tragische — in jenem vollen Sinne, in welchem das Christentum die Tragik des Lebens erfaßte und leidende Aufopferung des Edlen, seinem Heiland nacheifernd, zum Symbol erkoren hat. Mir war immer merkwürdig, wie wenig Verständnis gerade dieser Grundzug von Raabes Wesen in der öffentlichen Beurteilung gefunden hat. Es giebt Litterarhistoriker und Kritiker, die „Abu Telfan“, „Schüdderump“ und „Die Akten des Vogelsangs“, Raabes reifste und reichste Werke, ärgerlich als Ausfluß vorübergehender Verdüsterung bei Seite schieben — —

Und doch, diese Tragik ist wirksam abgetönt, ist innerlich durchtränkt von gemütvollem Humor. In der Jagd nach dem Glück kann der Edle, der Lautere unterliegen: was thut es ihm? — wie reich ist auch ihm die Natur, wie reich sein eigenes Herz! Die Schatten des Todes mögen ihn umschweben: was thut es ihm? wie viel Sonne hat er von innen auf seinen Lebensweg geworfen! Sonnige Menschen, erhobenen Herzens, erhobenen Hauptes, schreiten Raabes Lieblingsgestalten durch das Leben, in äußerer Entsagung bei innerer Zuversicht. So werfen auch sie, wie die Menschen der Schillerschen Welt, „die Angst des Irdischen“ von sich; so suchen auch sie ihr Glück nicht draußen — „da sucht es der Thor“ —, suchen es in sich, bringen es ewig hervor! Seit

Schiller ist kein deutscher Dichter erstanden, dessen Kunst in dem Maße wie die eines Wilhelm Raabe unaufdringlich die christliche Auffassung des Menschen und des Lebens ausprägt.

Ich habe sein Charakterbild hier nicht erschöpfen wollen: ich mochte es nur von einer Warte beleuchten, an der die Kritik meist mit nichtachtenden oder doch nichtssagenden Wendungen vorübergeht.

Kiel — Eugen Wolff

Aus der neueren philosophischen Litteratur

3

Das Gebiet der allgemeinen Fragen verlassend, wollen wir noch einen Blick auf einige Spezialprobleme werfen. Da begegnet uns zuerst ein mächtiger, über achthundert Seiten starker Lexikonband über Die soziale Frage im Lichte der Philosophie von Professor Ludwig Stein in Bern. (Stuttgart, Enke. Zweite Auflage 1901. 16 Mk.) An Vollständigkeit (auch der Litteraturangaben aus aller Herren Länder) läßt das Werk so wenig zu wünschen übrig, als an Verständlichkeit: ist es doch die mehr oder minder treue Reproduktion von öffentlichen vor Studierenden aller Fakultäten und Zuhörern aller Gesellschaftsklassen gehaltenen Vorlesungen. Die durchaus logische Dreiteilung des Werkes in Soziologie als Entstehung des Gemeinschaftslebens, Geschichte des sozialen Problems, und Konstruktion des sozialen Systems ist fast zu scharf ausgefallen und läßt die Zusammengehörigkeit der Teile nicht mehr recht erkennen. Im ersten Teil ist die Darstellung der verschiedenen soziologischen Theorien um ihrer Vollständigkeit willen von großem Wert, wie man denn überhaupt das ganze Werk mit Recht als das klassische Nachschlagebuch für die soziale Frage bezeichnet hat. Im zweiten Abschnitt findet sich neben viel Bekanntem auch Neues und wenig Zugängliches. So seien die Kapitel über das Urchristentum, die Staatsromane, über L. Blanc, Fourier und Proudhon besonders genannt. Der dritte Abschnitt endlich begründet in origineller Weise den sozialen Optimismus, nicht ohne lesenswerte Exkurse über soziale Kunst, soziale Religion und soziale Renaissance, die wohl eine gesonderte Besprechung und Kritik an dieser Stelle verdienten. Alles in Allem: zur Orientierung über das Problem ist das umfangreiche Werk Allen unbedingt zu empfehlen, die mit Stein im Sozialismus das höchste Kulturproblem und in der sozialen Weltanschauung das Heil erblicken.

Vor bald zwei Jahren hat Stein auch seine Essays unter dem Titel „An der Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie“ gesammelt. (Freiburg, Mohr. 415 S. 9 Mk.) Man findet darin sehr verschiedene Arbeiten aus allen Epochen der Weltgeschichte von den Arabern an bis zu Nietzsche, bald historischer, bald philosophischer, bald nationalökonomischer, pädagogischer und litterarischer Art. An Anregungen ist das Buch sehr reich, ja es wird für den Leser fast schwer sein, diese Fülle ein wenig zu beherrschen. Zu den eigentlichen Weltanschauungskapiteln gehört das über „Gefühlsanarchie“, das Entwickelungsprinzip, den religiösen Optimismus und — negativ — die beiden über Nietzsche. Auch an dem letzten Kapitel über die politischen und sozialen Aufgaben des zwanzigsten Jahrhunderts wird Keiner vorübergehen. Einem Lieblingsgedanken Steins ist das Kapitel über die „Philosophie des Friedens“ gewidmet. Er ist in der Friedensbewegung einer der entschlossensten, aber auch nüchternsten und bestgerüsteten Kämpfer. Im Einzelnen unterrichtet darüber seine immer noch sehr lesenswerte Broschüre über „Das Ideal des ewigen Friedens und die soziale Frage“ (Berlin, Georg Reimer 1896. 65 S. 1,20 Mk.), die dem Problem auf geschichtlichem Wege nachgeht.

Stein ist nicht der einzige Philosoph, den das Thema zu eingehender Untersuchung veranlaßt hat: die Arbeiten der beiden Pfleiderer sind älter, aber darum nicht von geringerer Bedeutung. Und zwar möchte ich hier nicht die sehr bekannte Rektoratsrede des Berliner Theologen noch einmal anführen, sondern die viel interessantere und weniger bekannte Studie des Tübinger Philosophen Edmund Pfleiderer (Berlin, Georg Reimer. 172 S. 2,40 Mk.) mit dem Titel Das Ideal eines goldenen Zeitalters. Hier ist das Problem auf die breiteste Basis gestellt und mit dem Glücksideal der Griechen und dem eschatologischen Ziel der Semiten in Beziehung gebracht. Pfleiderers Schrift war das erste philosophische Buch, das mir einst im ersten Semester zu Gesicht kam und seine Vorlesung über Metaphysik mein erstes philosophisches Kolleg. Nicht Viele werden dem Verfasser danken, was ich ihm zu danken habe: ihre Wissenschaft und ihre Lebensaufgabe. Aber möchten doch Alle, die ihn nicht kennen, zu seinen kleinen Schriften, meist über ethische Gegenstände, greifen, die längst nicht genug bekannt sind. Pfleiderer ist in seiner nachdenklichen, schweren und stillen schwäbischen Art einer der Wenigen, die noch dem „deutschen Philosophen“ ähnlich sehen, wie man ihn aus den Büchern kennt. Und daß solche noch nicht ausgestorben sind trotz alles Relativismus und Skeptizismus unserer Tage, ist ein Ruhmestitel des deutschen Geistes.

Die Ehre und Liebe für die Alten soll uns nicht das Interesse für die Arbeiten der Jungen nehmen. Unter diesen ist Georg Simmel vielleicht der modernste, jedenfalls einer der scharfsinnigsten und begabtesten. Er gehört zu denen, die ein Problem nicht nur behandeln, sondern entdecken. Wo die Untersuchungen Anderer anfangen, da hört er zu forschen auf, und wo Andere glatten Weg vermuten, da öffnet sich für ihn ein Abgrund von Zweifeln und Fragen. Es ist ganz natürlich, daß ein so analytischer Geist in kleineren Arbeiten und Einzeluntersuchungen sein Eigenstes und Bestes giebt, und es ist darum höchst bedauerlich, daß Simmel seine zahlreichen und zum guten Teil nicht mehr zugänglichen Aufsätze zu sammeln sich noch immer nicht entschließen konnte. Eine Würdigung seiner Ethik und seiner „Philosophie des Geldes“ sei einer späteren Gelegenheit vorbehalten. Hier sei nur auf eine Broschüre hingewiesen, die den Freundeskreis der Christlichen Welt nahe angeht: Die Probleme der Geschichtsphilosophie. (Leipzig, Duncker und Humblot 1892. 108 S. 2 Mk.) Sie spielte in dem nichtendenwollenden Streit über die Methode der Geschichtschreibung (Lamprecht!) eine bedeutsame Rolle. Seit Taine wäre die Streitfrage etwa so zu formulieren: Wird das historische Geschehen von Gesetzen geleitet, die mit dem regelmäßigen Ablauf des Naturgeschehens mehr als eine entfernte Analogie haben? Windelband und Rickert haben die Frage durch ihre Unterscheidung von normativer und deskriptiver, Kultur- und Naturwissenschaft entschieden verneint. Simmel tritt ihnen in seiner Kritik der geschichtlichen Gesetze, in seiner Bestimmung der geschichtlichen Voraussetzungen und des „Sinnes der Geschichte“ in allem Wesentlichen zur Seite. Daß in dieser Entscheidung zu Gunsten der Besonderheit des historischen Geschehens eine Kritik auch des Geschichtsmaterialismus mitgegeben ist, sei nur erwähnt. Auf diesen hundert Seiten ist eine solche Fülle von Gedanken zusammengedrängt, daß die Kürze notwendig in ihrer Prägung die Lektüre erschwert. Simmel liest sich immer schwer; man muß viel Frische und guten Willen haben, um ihm folgen zu können. Aber wer eine ernstliche, geistige Anstrengung nicht scheut, wird von dieser Broschüre größeren Gewinn haben, als von dickleibigen Bänden wohlmeinender Apologeten.

Es sollte in dieser flüchtigen und oberflächlichen Rundschau durchaus keine Rechtfertigung der Wahl gerade der genannten Bücher und der Weglassung nicht minder empfehlenswerter anderer Arbeiten versucht werden. Es handelte sich vielmehr einfach darum, das bei der Redaktion Eingegangene, soweit es von Wert war, anzuzeigen. Und daß sich bei der Gruppierung dieses Materials gemeinsame Gesichtspunkte und scharfe Kontraste ergeben, liegt in der Natur der Sache. Genug, wenn der geduldige Leser in der Einsicht sich bestärkt fühlt, daß in der Philosophie mit ungeschwächter Kraft nach wie vor gearbeitet wird, ja daß sich in dem letzten Jahrzehnt etwas wie eine Renaissance zu regen scheint, bei den Gebenden und den Empfangenden zugleich. Ob die Zeiten wohl wiederkehren, da jeder Student mit der Philosophie begann, ehe er

an seine Spezialwissenschaft herantrat? Die Zeiten, da eine Hörerschar aus allen Ständen unter dem Katheder der Philosophen aufmerksam und — verständnisvoll saß? Kommt es dazu nicht, so liegt die Schuld nicht an den Philosophen, was diese kurze Uebersicht bewiesen zu haben hofft.

Eduard Platzhoff

Zum Kirchenstreit

In Nr. 34 der Christlichen Welt hat Graf Hoensbroech gelegentlich einer Polemik gegen Walther Köhler eine verblüffende Bemerkung über mich gemacht. Köhler hatte in seinem Aufsatz „Ueber wahre und falsche Polemik gegen Rom“ als Beispiel der Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit und christlichen Denkweise mein Buch: „Mein Himmelreich“ angezogen. Hoensbroech griff das auf, drehte es aber so, daß mancher Leser leicht glauben könnte, ich sei ein unberufener Kirchenstreiter, spielte mich als kirchliche Autorität aus, betriebe Kirchenpolitik und wolle als Kirchenhistoriker was gelten. Fällt mir gar nicht ein. Weder Köhler noch ich haben das je behauptet. Kirchenlicht zu sein, das überlasse ich Tochten, die sich am Talge kirchendogmatischer Gelehrsamkeit vollgesogen haben.

In meinem „Himmelreich“ habe ich nur darzustellen versucht mein persönliches Verhältnis zu Gott, das mir eine ziemlich einheitliche Weltanschauung ermöglicht und gestattet mit meinen Mitmenschen in Frieden zu leben, auch wenn sie anderer Meinung sind. Ich lasse Jedem seinen Glauben und bekenne den meinen. Das ist Alles.*)

Ich will aber bei dieser Gelegenheit auch meine Meinung über den Kirchenstreit sagen. Man will zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wieder einmal einen Religionskrieg haben. Dann allerdings haben wir uns um Zivilisation und Gesittung umsonst echauffiert und wären besser auf der Bärenhaut liegen geblieben. Es müssen ja freilich auch Kämpfe sein, und ich selbst kämpfe gegen das Schlechte der Kirchen, um das Gute auch der katholischen desto freudiger zu preisen. Sollen denn Alle zu aller Zeit kämpfen? Das zu verlangen ist Frevel. Der Grundsatz unserer Kultur ist Frieden. Wenn in einem Staat Alles Soldat ist, wer soll das Brot schaffen? Und wenn in der christlichen Kirche Alles streitet, wo bleibt da die Liebe? Die Liebe gehört, so zu sagen, doch auch zum Christentum. Da beruft man sich immer auf den Ausspruch: „Nicht den Frieden bringe ich euch, sondern das Schwert!“ Das heißt doch: ihr werdet meinetwegen nicht im gesellschaftlichen Frieden leben können, sondern Verfolgung leiden. So deute ich mir jenen Spruch.**)

Solchen, die befürchten, daß der Friedensvermittler zwischen den harten Mühlsteinen der beiden Kirchen zermalmt werden würde, die Ergänzung des Gleichnisses. Nicht die Mühlsteine sind das Nährende, sondern das zermalmte Korn giebt Brot. Die kirchliche Polemik, wie sie heute wieder grassiert, tötet Glauben und Vertrauen, weckt nur den Haß. Ist denn darum das Christentum in die Welt gekommen, damit bis ans Ende der Zeiten darin gekämpft werde? Ich denke, es ist vom Himmel gekommen, damit ein Reich sei auf Erden, wo Friede ist.

Peter Rosegger

Verschiedenes

Wie pflegen wir unsere Kranken? Grundriß der Krankenpflege für Schwestern, Pfleger, Pflegerinnen und Familien von einer Roten Kreuz-Schwester. Berlin, Elwin Staude, 1900. 116 S. Abbildungen. Gebunden 1,50 Mk.

Dieses Büchlein verdient warme Empfehlung. In erster Linie für Anfängerinnen in der Krankenpflege, die den Beruf praktisch gründlich erlernen wollen und nach einem Leitfaden begehren, sodann für Alle, die Gelegenheit haben auf diesem Gebiete zu helfen und zu raten, und endlich für Jeden, der sich über die Störungen im Organismus des menschlichen Körpers zu orientieren wünscht, ohne viel Zeit darauf verwenden zu können. Das Büchlein, von einem Arzt durchgesehen, mag so der Grundstein für weitere Bildung auf dem so wichtigen Gebiete werden. Denn es thut Vielen not, daß sie mit gleichem Ernste der Krankenpflege gegenübertreten wie die Verfasserin. C B

Orchideen im Lößgrund. Geschichten vom Kaiserstuhl von Pauline Wörmer. Freiburg im Breisgau, Paul Waetzel, 1901. 437 S. 3,50 geb. 4,50 Mk.

Man fordert heute mit gutem Recht die sorgliche Pflege von Volkskunde und Heimatkunst. Hier ist von Beidem ein liebenswürdiges Stück. Die begabte Verfasserin hat in dem Buche mit geschickter Hand eine so lebendige Schilderung von Land und Leuten am badischen Kaiserstuhl geboten, daß uns darin Beides, die liebevolle Beobachtung des Volkes, unter dem sie lebt, und die künstlerische Darstellung des Erlebten und Geschauten, in nicht gewöhnlichem Maße fesselt. Namentlich ihr in mehreren Geschichten zu Tage tretendes feines Verständnis für die Regungen der Kinderseele wirkt sehr erquicklich. So ist es ein wirklich gutes Buch für den Familientisch geworden, das empfohlen zu werden verdient.

Richard Bürkner

Zu dem Aufsatz über Walther contra Harnack. Erklärung: Meine Behauptung in der Christlichen Welt Nr. 34, Sp. 788, D. Walther habe teilweise den unechten Schluß des Markus-Evangeliums bei dem von ihm versuchten Nachweise der Thatsächlichkeit des leeren Grabes verwertet, ist irrig. Zu dieser Meinung wurde ich durch einen Druckfehler in der Schrift Walthers veranlaßt. Dort wird nämlich auf Mark. 16, 58 verwiesen. Da nun das echte Markus-Evangelium nur bis Vers 8 geht, so dachte ich im Augenblick nicht daran, daß es ein Vers 58 überhaupt nicht giebt. Es sollte aber in Walthers Schrift an dieser Stelle auf die Verse 5—8 verwiesen werden, welche ja noch zum echten Markus-Evangelium gehören.

Arnold Köster

Kleine Mitteilungen. Die Leitung des Breslauer General-Anzeigers hat uns nahe gelegt, den durch mehrere Zeitungen gegangnen Aufruf für die ehemaligen Kraschnitzer Schwestern auch unsrerseits zu veröffentlichen. Wir konnten uns dazu noch nicht entschließen. Allerdings ist der Austritt von 219 Schwestern aus dem Diakonissenhause Kraschnitz in Schlesien ein Vorgang, der weit über die Grenzen der Provinz hin die Gemüter bewegt. Aber noch liegen für den Fernstehenden die Thatsachen nicht klar. Einen ausgezeichnet orientierenden Bericht hat zwar Nr. 35 der Chronik der christlichen Welt gebracht (zu beziehen vom Verlag J. C. B. Mohr, Leipzig, Querstraße). Aber die Krisis nimmt eben noch ihren Verlauf, der Fernstehende thut gut das Ende abzuwarten, insbesondre die Wirkung des Eingreifens des Kaiserswerther Verbandes. Leiden die ausgetretenen Schwestern Not, so wird die schlesische Heimat genug Herz und Hilfe für sie haben. Bleibt es dabei, daß sie sich als gesonderte Schwesternschaft organisieren und setzt sich Kraschnitz noch weiterhin ins Unrecht, so werden wir gern mit für jene sammeln. Intime Meinungsäußerungen von Kundigen zu unsrer weiteren Orientierung sind uns jedenfalls sehr willkommen.

Der Dichter Wilhelm Raabe feiert am 8. September in Braunschweig seinen siebzigsten Geburtstag. Wie von unserm Blatt so wird von der gesamten Presse seine Bedeutung gewürdigt. Bei dem intimen Charakter seiner Poesie ist diese allgemeine Würdigung fast auffallend. Vielleicht denkt er selbst dabei: „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein!“ Vgl. Nr. 49, Sp. 1162 unsers vorigen Jahrgangs. Die Idee, aus Anlaß des Festes eine Gesamtausgabe seiner Werke zu veranstalten, hat man fallen lassen müssen, dafür will man dem Jubilar ein eignes Heim auf eigner Scholle schaffen. Für das Komitee zeichnet Rechtsanwalt Louis Engelbrecht in Braunschweig; Beiträge nehmen die Direktion der Diskontogesellschaft in Berlin und die Braunschweigisch-Hannoversche Hypothekenbank in Braunschweig entgegen.

Gösta Berling von Selma Lagerlöf kostet in der schönen Ausgabe des Verlags von H. Haessel in Leipzig 4, gebunden 5 Mark. Der in Nr. 32, Sp. 748, angegebne höhere Preis ist herabgesetzt worden. — Zu dem in Nr. 34, Sp. 821, über Gomperz' Geschichte der griechischen Denker Gesagten bemerkt die Verlagshandlung, daß nur der erste Band (geheftet 10 Mark) vergriffen sei, vom zweiten bis jetzt 4 Lieferungen zu je 2 Mark (384 Seiten) erschienen.

Vor kurzem erhoben die Leser eines vom Pfarrverein herausgegebnen Blattes sogar in Tagesblättern Beschwerde über eine jenem Blatte beigegebne Beilage. Diese Beilage bestand in einem den Zolltarif kritisierenden Flugblatt. Die Protestierenden stellten sich auf den Standpunkt, daß ihnen auf dem Wege einer solchen Zeitungsbeilage nicht Meinungsäußerungen ins Haus gebracht werden dürften, die ihnen mißfielen. Uns dünkt das eine sehr unfreie und unbillige Auffassung des Beilagen- (und Inseraten-) wesens. Ein Blatt, das sonst seine Schuldigkeit thut, darf in diesem Punkte mit der Mündigkeit seiner Leser rechnen. Wir unserseits möchten uns und unserm Publikum hierin völlige Freiheit wahren. Die Verantwortung unter dem Strich ist eine ganz anders geartete als die über dem Strich,

*) Hoensbroechs Widerspruch traf Köhler insofern nicht, als es sich für Köhler gerade darum handelte, in Rosegger einen Zeugen zu haben für die persönliche Religiosität, die trotz allem im Katholizismus vorhanden ist. Dieses Argument Köhlers hat Hoensbroech nicht entkräftet. Aber das hat m. E. Hoensbroech Niemandem aufreden wollen, Rosegger spiele sich als Kirchenhistoriker und Kirchenpolitiker aus. Wenn Hoensbroech bei dieser Gelegenheit davon redete, wie „verworren“ es „in religiöser und kirchenpolitischer Hinsicht“ in Roseggers Kopf aussehe, so denken wir allerdings in diesem Punkte wie der Dichter: daß nämlich Friedensmenschen in solchen Zeiten ihren besonderen gottgeordneten Beruf haben. D H

**) Rosegger hat ganz Recht. Vgl. oben Sp. 832. D H

— Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß unsre Freunde in ihrem Interesse nicht wohl daran thun, wenn sie den Anzeigenteil unsers Blattes unbeachtet lassen. Sie wissen dann von Manchem nicht, was sie nahe angeht. Man erfährt das immer wieder von Nächstinteressierten. Insbesondre erbitten wir auch eine fleißige Aufmerksamkeit für unsre Stellengesuche. R

Quittung

Für das notwendige Liebeswerk: je 25 Mk. von D, Gießen; von den Freunden der Christlichen Welt in Stade; 20 Honorarverzicht von Sch, Berlin; 13,50 Honorarverzicht von W B, Manchester; je 10 von J R, Frankfurt; Honorarverzicht von B O, Frankfurt; 6 von M S in N. Außerdem gingen durch den Verkauf von Dürers „Christi Klage“ (vergl. Nr. 20) noch 12 Mk. ein.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. 25. September 3 Uhr im Stadtmissionshause, Hasselbachstraße 1: Die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. (Harnack Wesen d. Chr. S. 45—50).

Goslar

Montag den 30. September 4½ Uhr. Professor Gunkel in Berlin: Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments.

Dienstag den 1. Oktober 9 Uhr. Prediger D. Scholz in Berlin: Bedürfen wir einer neuen Reformation?

Hotel Achtermann. Ueber Bahnverbindungen später.

Einladung zur Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt in Süddeutschland und der Schweiz

Auf der letztjährigen Zusammenkunft, die anläßlich des Evangelisch-sozialen Kongresses zu Karlsruhe in Durlach stattgefunden hat, ist dem Wunsch jährlicher Tagungen mit wechselnden Versammlungsorten Ausdruck gegeben und für die diesjährige Versammlung das Frühjahr 1901 in Aussicht genommen worden. Dieser Zeitpunkt konnte aus verschiedenen Gründen nicht festgehalten werden. Es soll nun die heurige Zusammenkunft am 3. Oktober stattfinden und dabei bezüglich des Orts und Zeitpunkts künftiger Tagungen Näheres vereinbart werden. Für die Referate sind gewonnen:

Professor D. Troeltsch in Heidelberg: Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte.

Pfarrer Dr. Christlieb in Freistett: Die Absolutheit des Christentums und die Heidenmission.

Als Versammlungsort ist der günstigen Bahnverbindungen wegen Mühlacker in Württemberg gewählt: bei Leo zur Krone, etwa 10 Minuten vom Bahnhof. Wir geben einige Zugverbindungen nach dem Sommerfahrplan; der Winterfahrplan wird keine wesentliche Aenderungen bringen:

Basel ab: 11.36. Straßburg ab: 4.04. Heidelberg ab: 6.44. Karlsruhe ab: 8.12. Mühlacker an: 9.09.

Tübingen ab: 4.55. Stuttgart ab: 7.30. Bietigheim ab: 8.02. Mühlacker an: 8.27.

Stuttgart ab: 7.55. Heilbronn ab: 7.55. Bietigheim ab: 8.47. Mühlacker an: 9.24.

Gute Gelegenheit zum Uebernachten bei Leo zur Krone.

Tagesordnung: ¾10 Uhr Eröffnung. — 10—1 Uhr Vortrag von Troeltsch und Diskussion. — 2.30—5 Uhr Vortrag von Christlieb und Diskussion.

Abgang der Züge in der Richtung — Stuttgart 5.17 und 8.40, Richtung — Karlsruhe 5.30 und 7.13.

Das Komitee

Für Baden: Professor D. **Troeltsch** in Heidelberg und Pfarrer Dr. **Christlieb** in Freistett

Für Elsaß: Professor D. **Smend** und Pfarrer **Hering** in Straßburg

Für Hessen: Pfarrer **Storck** in Ueberau bei Darmstadt

Für die Schweiz: Professor D. **Marti** in Bern und Lic. **Liechtenhan**, Pfarrer in Buch am Irchel, Ct. Zürich

Für Württemberg: Professor D. **Hegler** in Tübingen und Dekan **Herzog** in Waiblingen.

Probenummern und Werbenummern jederzeit unentgeltlich!

Marburg i. H. **Verlag der Christlichen Welt**

Versammlungskalender

9.—10. September	Protestantisch-kirchliche Hilfsvereine	Schaffhausen
19.—20. „	Evangelische Irrenseelsorger	Roda
21.—27. „	Nationalkonferenz ev. Jünglingsbündnisse	Cassel
23.—26. „	Kongreß für Innere Mission	Eisenach
23.—26. „	Ferienkursus	Bern
23.—27. „	Deutsche ev. Pastoren Großbritanniens	Glasgow
30. „ 1. Oktober	Freunde der Christlichen Welt	Goslar
3. Oktober	» » »	» Mühlacker
1.—3. „	Gustav-Adolf-Gesamtverein	Köln
3.—4. „	Rhein.-westf. Gefängnisgesellschaft	Düsseldorf
8.—11. „	Evangelischer Bund	Breslau
14.—20. „	Missionswoche	Herrnhut
15.—17. „	Ferienkursus	Bonn
27.—29 „	Deutsche Sittlichkeitsvereine	Leipzig
31. „ 1. November	Allgemeiner Evangelisch-Protestantischer Missionsverein	Straßburg

Erfahrener **Religionslehrer** als Oberlehrer zu Ostern 1902 am hiesigen Gymnasium anzustellen. Gehalt nach dem Normaletat mit allen Zusätzen. Wohnungsgeld 720 M. Dienstzeit als Oberlehrer oder Geistlicher wird angerechnet. Meldungen an **Direktor** Dr. **Fischer** in **Zehlendorf (Wa.) bei Berlin.**

Ernestine Rötteken
Gustav Schläger
Rektor
Verlobte
Lemgo im August 1901

Erzieher in fürstliches Haus gesucht,
Theologe od. Philologe. Anfragen, Zeugnisse und Empfehlungen an Pfarrer **Rade**

Der Kunstwart
Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste. Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

Eine Pariserin, **die zur evangelischen Kirche überzutreten gedenkt,** wünscht **Stellung als Gesellschafterin** oder dergleichen in evangelischem Hause. Berlin oder Umgegend bevorzugt.
Offerten an Pfarrer **Grude** in **Lebehnke,** Westpr.

Wir bitten zu bestellen
Le Chrétien Français
Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sèvres
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an

PIANINOS von M. 350.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. Illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Einzelnummern
für 23 Pfennige direkt vom Verlag der Christlichen Welt

Polytechnisches Institut, Friedberg i. Hessen
(Gewerbe-Akademie) bei **Frankfurt a. M.**
I. **Höhere Lehranstalt** mit akad. Kursen für **Maschinen-, Elektro- und Bau-Ingenieure** etc.
II. **Technikum** (mittlere Fachschule) für **Maschinen- u. Elektro-Techniker. — Programm kostenfrei.**
(Prüfungs-Kommissar.)

Deutsche Hausfrauen!

Die in ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen
Thüringer Handweber bitten um Arbeit!
Dieselben bieten an:
Tischtücher, Servietten, Taschentücher, Hand- und Küchentücher, Scheuertücher, Rein- und Halb-Leinen, Bettzeuge, Bettköpers und Drells, Halbwollene Kleiderstoffe, Altthüringische und Spruchdecken, Kyffhäuser-Decken u. s. w.
Sämmtliche Waren sind gute Handfabrikate. Viele tausend Anerkennungsschreiben liegen vor. **Muster und Preisverzeichnisse stehen auf Wunsch portofrei zu Diensten,** bitte verlangen Sie dieselben!
Thüringer Weber-Verein Gotha
Vorsitzender **C. F. Grübel,** Kaufmann und Landtagsabgeordneter
(Der Unterzeichnete leitet den Verein kaufmännisch ohne Vergütung)

Evangelischer Verein der Gustav Adolf-Stiftung

54. Hauptversammlung 1. bis 3. Oktober in Köln am Rhein

Montag, den 30. September. 4 Uhr: Beratung des Zentralvorstandes im Hotel Disch. — 8 Uhr: Begrüßung und Ansprachen im Börsensaal des Gürzenich.

Dienstag, den 1. Oktober. 9 Uhr: Beratung des Zentralvorstandes im Hotel Disch. — 10—12 Uhr: Führungen der Festgäste durch Köln. Versammlung am Gürzenich. — 3 1/2 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Isabellensaal des Gürzenich. — 5 Uhr: Festgottesdienst in der Trinitatiskirche. Predigt: Hofprediger D. Rogge aus Potsdam. Nach der Predigt: Uebergabe der Vasa Sacra. — 7 Uhr: Oeffentliche volkstümliche Versammlung der Mitglieder und Freunde des Gustav Adolf-Vereins im großen Gürzenichsaal, geleitet vom Vorsitzenden des rheinischen Hauptvereins, Superintendent Terlinden aus Duisburg. Begrüßung der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins durch die Vertreter der kirchlichen und weltlichen Behörden. Erwiderung durch den Vorsitzenden des Zentralvorstandes, Geheimen Kirchenrat D. Pank aus Leipzig. Ansprachen von Diaspora-Geistlichen.

Mittwoch, den 2. Oktober. 9 Uhr: Festgottesdienst in der Christuskirche. Predigt: Konsistorialrat Beck aus Bayreuth. Gleichzeitig Kindergottesdienst in der Trinitatiskirche: Pfarrer Röhrig aus Honnef. — 12—3 Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung im Evangelischen Vereinshaus (Rheingasse 13/15). Eröffnungsansprache des Vorsitzenden D. Pank; Vortrag aus dem Jahresbericht des Zentralvorstandes durch dessen Schriftführer Pfarrer D. Hartung aus Leipzig; Ansprachen und Mitteilungen. — 5 Uhr: Nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Isabellensaal des Gürzenich. — 8 Uhr: Oeffentliche volkstümliche Versammlung im großen Gürzenichsaal, unter Leitung von Stadtdekan Oberkonsistorialrat Dr. von Braun aus Stuttgart. Ueberreichung der Festgaben der Gemeinde Köln, des rheinischen Hauptvereins, der evangelischen Lehrer, der Geistlichen des Rheinlands ꝛc. Ansprachen von Diaspora-Predigern.

Donnerstag, den 3. Oktober. 9 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung im Evangelischen Vereinshaus (Rheingasse 13/15). Besprechung über den Jahresbericht des Zentralvorstandes. Berichterstattung über die Zentralkassenrechnung für 1899/1900 und Beschlußfassung. Vortrag: Pastor Meyer aus Antwerpen über die evangelische Diaspora in Belgien. Das gemeinsame Liebeswerk, für welches vom Zentralvorstand die nachstehend in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Gemeinden: Barcelona in Spanien, Bentschen in Posen, Erle in Westfalen vorgeschlagen worden sind. Bericht über die drei Gemeinden: Geh. Kirchenrat Professor D. Rietschel aus Leipzig. Beratungen und Ansprachen. — 8 Uhr: Geistliche Musikaufführung in der Christuskirche.

Freitag, den 4. Oktober. 9 Uhr: Grundsteinlegung der Kirche in Troisdorf.

Wohnung spätestens bis zum 7. September unter der Adresse des Vorsitzenden des Festausschusses, Pfarrer Rebensburg, Köln, Antoniterstraße 18. Von Montag, dem 30. September, vormittags 10 Uhr an im Quatermarktsaale des Gürzenich Bureau des Anmelde- und Wohnungsausschusses.

Leipzig und Köln — **Der Zentralvorstand**
Der Festausschuß

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Das deutsche Volk und seine nationale Erziehung

Unmoderne Rezepte

von

Dr. **Heinrich Spitta**

a. o. Professor der Philosophie an der Universität Tübingen

Klein 8. 75 Pf.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Zeitschrift für Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack**, Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann**, Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan**, Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle**, Professor der Theologie in Halle, D. **K. Sell**, Professor der Theologie in Bonn,

herausgegeben von

D. **J. Gottschick**

Professor der Theologie in Tübingen

Inhalt des vierten Heftes des laufenden Jahrgangs:

Fr. Niebergall, Christus und der Glaube.

Fr. Traub, Die religionsgeschichtliche Methode und die systematische Theologie. Eine Auseinandersetzung mit Tröltsch's theologischem Reformprogramm.

Jährlich 6 Hefte. Abonnementspreis M. 6.—

Einzelpreis der Hefte M. 1.20 bis M. 1.50

Den Herren Geistlichen empfiehlt sich zur Lieferung von

Altarlichtern

in jeder Größe

Abendmahlshostien

1000 Stück 1,25

Johannes Neumeyer Buchhandlung, **Braunschweig**

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PREIS: Vierteljährl. 3 M. (bei direkter Zusendung: Inland 3,75, Ausland 4 M.)

Das Litterarische Echo

Verlag von F. Fontane & Co. Berlin W. 35, Lützowstr. 2

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: **Dr. Josef Ettlinger**

Die im 4. Jahrgang stehende Zeitschrift darf heute als das reichhaltigste, verbreitetste und meistbeachtete deutsche Litteraturblatt gelten. • Sie giebt in leicht übersehbarer Form ein getreues und umfassendes Spiegelbild des gesamten Litteraturlebens im In- und Ausland. • Sie steht im Dienste keiner litterarischen Richtung und bemüht sich, die Beschäftigung mit litterarischen Dingen auch dem gebildeten Laien zu erleichtern. • Sie besitzt ca. 150 Mitarbeiter und eigene Korrespondenten in allen Kulturländern. • Sie wurde von angesehenen Zeitschriften des Auslandes, in den Litteraturvorlesungen der pariser Sorbonne u. anderw. als das vorzüglichste Informationsorgan auf litterarischem Gebiete empfohlen. • Sie brachte im abgelaufenen Jahrgang Beiträge von *Otto Behaghel, Leo Berg, Anton Bettelheim, Lady Blennerhassett, Aloys Brandl, Fr. v. Bülow, Carl Busse, M. G. Conrad, Felix Dahn, Ed. Engel, M. E. delle Grazie, Heinr. Hart, J. C. Heer, Gerhart Hauptmann, Wolfgang Kirchbach, Fritz Lienhard, Berthold Litzmann, Rudolf Lindau, Fritz Mauthner, R. M. Meyer, J. Minor, G. Frhr. v. Ompteda, Karl v. Perfall, W. v. Polenz, Joh. Proelss, Gabriele Reuter, Julius Rodenberg, S. Samosch, Joh. Schlaf, Erich Schlaikjer, Edgar Steiger, Adolf Stern, C. Viebig, Bruno Wille, Ernst v. Wolzogen, A. v. Weilen, Ernst Wichert, F. v. Zobeltitz* u. v. a.

Man verlange Gratis-Probe-Nummern vom Verlag

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg